

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1770)

Artikel: Auszug der neuesten Welt-Geschichten, so zu unserer Wissenschaft gekommen seit dem Herbstmonat 1768
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Auszug der neuesten Welt-Geschichten,
so zu unserer Wissenschaft gekommen
seit dem Herbstmonat 1768.

E i n g a n g.

Der Schweizerbund.

Sey ewig heilig Schweizerbund!
Wir sind vom Joche frey!
Heil schwur uns unser Väter Mund!
Heil gab uns ihre Treu!

Tyrannen herrschten weit und breit
In unserm Vatterland,
Das Herz voll Stolz und Grausamkeit,
Und Mord in ihrer Hand!

Sie truzten Recht! dir mit Gewalt;
Bald löschten sie die Blut
Der geilen Lüste, raubten bald
Das schweißerrungne Gut.

„Was? freye Menschen! dulden wir
„Noch lang das Sklavenjoch?
„Tyrannen, wißt! wir sind, wie ihr
„So gut, sind Menschen doch!“

So dacht' ein Patriotenklee;
Voll Unmuth giengs einher:
„Wenn's auch das Leben kostete,
„Das dulden wir nicht mehr!“

Gerecht, o Arnold ist dein Schmerz!
„Mein Vatter! — ach, ist blind!
„Tyrann! — ja blute Sohnes Herz! —
„Um meinerwillen blind!“

Von Staufach dich vertreibt und höhnt
Des Landvogts Uebermuth,
Der dir dein neues Haus mißgönnt,
Gebaut aus eignem Gut!

Und du nimmst willig Walther Fürst
Dich der Bedrängten an!
Sie wissen, daß du helfen wirst,
Wo man nur helfen kan!

Des Vatterlandes Jammer liegt
Auf Eurer Schulter schwer!
Ihr sehet alles Recht besetzt
Und alles hoffnungsleer.

Erblicket manches schöne Thal
Und manche Alpenhöf,
Und alles — (Menschen ohne Zahl)
Voll Unmuth, ach! und weh!

Auch weint das künftige Geschlecht
Laut in der Helden Ohr:
„Hebt Väter, denn Gott hilft dem Recht, „
„Zu Gott die Hand empor!“

Da schwuren sie den theuren Eid,
Und schlugen Hand in Hand,
Zu retten von der Dienstbarkeit
Das liebe Vatterland.

Die Alze festsichte Natur
 Sah sie auf ihrem Knie,
 Im Himmel hörte Gott den Schwur,
 Und bligte Muth auf sie.

Still drückte jeder seinem Freund
 Die Hand: „Seu Patriot!“
 Und jeder schwur, indem er weint,
 Der Tyrannie den Tod.

Es kam die lang erseufzte Nacht,
 Und sie umarmten sich!
 Bestiegen still und wolbewacht,
 O Freyheit kühn durch dich!

Die Felsenschlösser, Mann für Mann,
 Am sichern Morgen früh,
 Und fielen die Tyrannen an,
 Und banden tüchtig sie.

Beg führten sie die Mörderschaar
 Ohn einen Tropfen Bluts
 Bis an die Gränzen. Alles war
 Nun frey und guten Muths.

Seu ewig heilig Schweizerbund!
 Noch jezo sind wir frey!
 Das Heil, das treuer Väter Mund
 Uns schwur, bewahre Treu!



Corsikanische Geschichten.

Von dem Land, seinen Einwohnern, und fürnemsten Staatsveränderungen.



Corsika ist eine Insel in dem mittelländischen Meer, ungefehr zwanzig deutsche Meilen von Genua gegen Mittag, von Livorno in Italien nicht vielweniger gegen Abend. Eine enge Meerstrass scheidet sie gegen Mittag von Sardinien. Ihre größte Länge gegen Mitternacht erstreckt sich auf 30 deutsche Meilen; ihre Breite auf zehn; so daß der ganze Umfang auf ungefehr 64 Meilen berechnet werden kan. Das Land ist überall mit rauhen Hüglern und hohen Gebirgen theils umgeben, theils durchschnitten. Die Luft unter diesem sonst heissern Himmelsstreich wird Sommerzeit durch die östern Winde von dem Meer her abgekühlt, und ist überhaupt rein und gesund, wenige Gegenden ausgenommen, wo der Grund feucht und morastig ist. Die Insel ist reich sowohl an Seen als Flüßsen, die sie bewässern. Sie hat auch an verschiedenen Orten sowohl kalte als warme mineralische Quellen, die durch ihre Heilkräfte den Einwohnern in äußerlichen und innerlichen Krankheiten und Schäden erwünschte Dienste thun.

Die Thiere in Corsika haben, gleichwie in andern Ländern, einige besondere und unterscheidende

Merkwürdigkeiten. Ein weißes Schaaf ist daselbst eine Seltenheit: hingegen ein Schaaf mit drey und mehr Hörnern, zimlich gemein. Die Wolle ist sehr rauh und grob; eine Eigenschaft, die nicht so sehr der Art des Viehs, als aber der Natur, der Nahrung und des Landes zuzuschreiben scheint.

Die Pferdte sind, so wie die Esel, sehr klein, aber geschwind, stark und lebhaft. Die Kühe sind mager und geben wenig Milch. Auch wird wenig Butter gemacht; aber diesen Mangel ersetzt das süsse Del.

Auf der ganzen Insel findet man kein reissendes Thier. Die Füchse allein sind daselbst schädlich. Aber die Wälder, die häufig und groß sind, enthalten eine Menge anderer wilden Thieren. Der Muffoli ist voraus merkwürdig. Sein Leib hat sehr viele Aehnlichkeit mit dem Hirsch, aber er trägt Hörner wie ein Widder, und seine Haut ist außerordentlich hart. Sein Aufenthalt ist stäts auf den höchsten Gebirgen, wohin man nicht als mit der größten Mühe kommen kan. Er ist sehr behend und wild, aber jung gefangen wird er leicht zahm.

Die Wildschweine sind in diesem Land sehr häufig. Aber die Corsen haben auch eine besondere, zu dieser Jagd sehr tüchtige Art von Hunden, die dick von Leib, glatt von Haaren, stark und stolz, aber ihren Herren sonderbar treu sind.

Das merkwürdigste Vorrecht, so Corsika genießet, ist, daß ungeacht seiner mittägigen und heissern Lage kein giftiges Thier daselbst anzutreffen.

Die

Die Spinnen, so hier außerordentlich groß sind, verursachen durch ihren Stich eine schmerzhafteste Geschwulst, die aber bald vergehet, und nicht mehr zu bedeuten hat, als der Stich einer Biene. Die Scorpionen daselbst stechen auch, aber ohne eine böse Folge.

Corfika ist von den ältesten Zeiten her wegen seinen Bienen, seinem Honig und Wachs berühmt gewesen. Als es unter der Römer Herrschaft stand, mußte es seinen Tribut in Wachs bezahlen, und Anfangs tausend Centner alljährlich liefern. Nachher wurde dieser Tribut auf zweitausend Centner erhöht.

Die Bergwerke auf dieser Insel geben Eisen, Kupfer, Silber und Blei. Das corfische Eisen ist vorzüglich gut, und so hart, als das beste, das in Spanien durch die Kunst zubereitet wird. Nahe bey St. Fiorenzo, einem Meerbusen auf der Abendseite der Insel, ist ein ergiebiges Silberbergwerk. Von Gold aber findet man nichts.

Die Einwohner sind seit mehr als 2000 Jahren stets auswärtigen Mächten unterworfen gewesen. Aber sie haben auch ihre Unterwürfigkeit niemals mit Gedult ertragen können. In den ältesten Zeiten, da die Carthaginienser ihre Eroberungen über alle Inseln des mittelländischen Meeres ausbreiteten, zwangen sie auch Corfika unter ihr Joch. Der hartnäckige Widerstand dieser Nation, und ihre öftern Empörungen nöthigten sie, eine harte und außerordentliche Policen einzuführen, und die Einwohner in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Sie suchten dieselben insonderheit durch Armuth und Dürftigkeit zu zähmen. Alle Weinstöcke und Delbäume auf der Insel wurden ausgerottet, und den Corsen verboten, ihre Felder mit einiger Art von Getreid zu besäen. So mußten sie ihre nothwendigsten Bedürfnisse aus Afrika herholen, und blieben in der Abhänglichkeit, aber auch in einem beständigen Widerwillen gegen das punische Joch.

Als Rom nachher seine ersten Eroberungen über die Carthaginienser gemacht, so kam auch Corfika unter seine Herrschaft. Aber weder die Politik der Römer, noch ihre Macht konnten die Corsen zwingen, ihre Freiheit zu vergessen, und unterwürfig zu seyn. Die römischen Prätores waren bey so öftern Empörungen stets beschäftigt. Das rauhe und unebene Land, die vielen Gebirge und Wälder, der Mangel guter Straßen machten den römischen Truppen stets ihre Eroberungen schwer, und begünstigten die Freiheit. Aber ein raubvolk, das kein gewisses Haupt und keine ordentliche Regierung unter sich hatte, konnte so wenig

obliegen, als das Joch ihrer Ueberwinder ruhig ertragen.

Als nachher das abendländische Reich der Römer bey den Einfällen der barbarischen Völker zertrümmerte, wurde Corfika den Gothen zum Raub, und von dieser Zeit an viele Jahrhunderte hindurch ein Schauplatz von Kriegen, Verheerungen und Greulen, indem stets verschiedene Fürsten sich um die Besitzung derselben schlugen, und die in feindliche Partheyen zerrissene Nation sich selbst unter einander erwürgte.

Die Saracenen machten endlich der Gothischen Herrschaft und ihren Streitigkeiten auf dieser Insel ein Ende, da sie ein eigenes Reich daselbst gründeten. Man findet noch saracenische Münzen in der Erde, und nicht fern von Ajaccio, der schönsten unter den corfischen Städten, siehet man noch Gräber, in welchen vornehme und hohe Mohren scheinen begraben gewesen zu seyn.

Die Politik der römischen Päbste nahm hier Gelegenheit, verschiedene christliche Fürsten zu bewegen, einen heiligen Kreuzzug in diese Insel zu thun, und die Ungläubigen zu bekriegen. Sie erreichten auch den Zweck ihres heiligen Eifers. Die fränkischen Könige behielten endlich die Oberhand über die Mohren, und gaben die eroberte Insel dem heiligen Stuhl zu einer ewigen Schenkung. Aber das päpstliche Ansehen konnte die Saracenen nicht abhalten. Sie kamen von Zeit zu Zeit wieder, und suchten die Insel heim, die bey einer so schwachen und unmächtigen Regierung den feindlichen Anfällen und Unruhen stets bloßgesetzt war.

Die Genueser machten sich endlich den verwirrten Zustand dieser Insel zu nutz, und trachteten zu Bonifaccio, einem sehr vortheilhaften Meerport, eine Colonie fest zu setzen. Ihre Unternehmungen giengen Anfangs glücklich von statten, aber die darüber aufgebrachte Päbste schleuderten bald ihre, bey diesen unwissenden Zeiten furchtbare Strahle, und thaten die Republik in den Bann, welches sie zwang, von ihrem Vorhaben abzustehen.

So bliebe Corfika in seiner unsichern und schwankenden Lage, bis daß Colonna mit einigen Truppen, unter Begleitung verschiedener edlen Römer abgesandt wurde, die Ungläubigen gänzlich zu vertreiben. Die Corsen selbst in großer Anzahl, und unter Anführung ihrer selbst erwählten Häupter, unterstützten diesen Feldherrn. Die Saracenen mußten aus ihren Besitzungen weichen, aber sie rächten sich vor ihrem Abzug durch eine gänzliche Verheerung. Dennoch bliebe die Insel nicht lange in

Rube. Es entfuhrnden Parthenen, und mit ihnen zugleich Feindseligkeiten. Genua wiederholte seine alten Versuche, und die entstandenen Verwirrungen, nebst dem Verfall der Regierung machten, daß der päpstliche Stuhl diese Insel den Visanern übergab, deren Macht damals groß war. So lang diese Republik blühte, hatte sie ihr Ansehen über diese Insel behauptet. Doch dieses währte nicht lang. Die Eifersucht der Genueser entzündete einen heftigen Krieg, den das berühmte Seetreffen bey Malora endigte, durch welches die visanische Macht über einen Haufen geworfen, und Genua zur Herrschaft über Corsika gelangt ist.

Diese wichtige Veränderung fällt in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, von welcher Zeit an die Corsen mit den Genuesern fast stets um ihre Freyheit gestritten haben. Es mag seyn, daß diese rauhen und unerschrockenen Insulaner keine fremde Herrschaft über sich dulden konten, oder welches wahrscheinlicher ist, weil es gewöhnlich geschieht, daß die harte Regierung der Genueser, die Erpressungen ihrer Gouverneurs, die sich bereicherten, nebst einer übel verwalteten Justiz, diese Nation wider sie aufgebracht, und auf den Entschluß geführt, alles für die Freyheit zu wagen.

Die Corsen sind überhaupt gute Soldaten. Ihre Waafenrüstung besteht in einer Flinte, die quer über die Schulter herab hängt; einem Dolche, den sie in eine Patronentasche stecken, die mitten um den Leib an einem Gehent befestiget ist, und einer Pistole auf der linken Seiten dieses Gehents. Sie tragen eine schwarz Lederne Camasche, und eine Mütze von schwarzem Tuch, die mit rothem Fries gefüttert ist, sonst aber keine Uniform. Anstatt Trompeten, Trommeln und Pfeifen, brauchen sie zu ihrer Kriegsmusik eine große Seemuschel, die am Ende durchstoßen ist, und womit sie einen lauten Schall machen können, den man in einer grossen Entfernung hören kan. Sie verarbeiten Flinten und Pistolen, aber sie haben noch keine Stuckgießerey. Ihre Canonen sind entweder auswärts gekauft, oder von den Feinden erbeutet. Die Artillerie und Munition, so die Franzosen lezthin nach Eroberung der Hauptstadt Corte in dem Schloß daselbst gefunden, wird auf zweymal hunderttausend Livres geschätzt.

Französische Progressen in Corsika.

Die Corsen haben ungeacht der klugen Geschicklichkeit ihres würdigen Generalen; ungeacht ihrer Tapferkeit und erhaltenen Siegen, dennoch nicht

verhindern können, daß die politischen Kunstgriffe der Franzosen, die Nation zu entwöhnen, ihr Geld und ihre überlegene Macht endlich die Oberhand behalten. Verschiedene der angesehensten Männer, durch Bestechungen verleitet, waren auf die Seite der Feinden ihres Vaterlandes getreten, und gaben sich alle Mühe, Mitgefehrten zu finden, und wider ihre Mitbürger selbst Parthenen zu sammeln. Aus Toulon und andern Häfen der Provence ließen immersfort Schiffe mit frischen französischen Truppen, auch Kriegs- und Mundvorrath nach Corsika ab. Die feindliche Macht wurde ungeacht alles erlittenen Verlusts, stets größer; da hingegen die Corsen selbst durch ihre Siege geschwächt wurden. So geringe die corsische Freyheit, ungeacht der dappersten Gegenwehr, nach und nach zu Trümmern. Ihre letzten Kräfte scheint sie in dem

Gefecht bey der Bruck von Guolo.

gesammelt und verzehrt zu haben. Die Franzosen griffen den 5ten May die neue Bruck an, und wurden zwar Meister davon, aber auch bald wieder von den Corsen zurück getrieben. Doch ein französisches Bataillon, so jenseits des Flusses eine Höhe besetzt hatte, fielen den Corsen in den Rücken, machte eine Anzahl derselben nieder, und setzte sich an der Bruck von neuem fest. Nach einigen Tagen zogen die Franzosen über die Bruck zurück, um die Gegenden von Rossino zu besetzen, und wurden von den Corsen verfolgt. So wechselte das Kriegsglück ab, bis ein unglücklicher Augenblick das Schicksal entschiede. In dem Kloster zu Rossino, wo der General Paoli seine Munition hatte, kame Feuer in das Pulver. Der General Marbois zog von Casinca, welches er erobert hatte, heran, und die Corsen ohne Munition wurden gleichsam umringet. So mußten sie weichen, und zogen sich nach Corte, der Hauptstadt zurück. Das Commando wurde von dem General Paoli dem Hr. Giupecca und Carle aufgetragen, und 300 Mann mit genuasamem Vorrath auf einige Monat in das Schloß gelegt. Dem ungeacht erfolgte bald nach dem Abzug des Generalen

die Eroberung von Corte.

Den 2ten May ruckte der Graf de Baux vor die Stadt, bedrohte den Commandant, die ganze Garnison über die Klängen springen zu lassen, wann sie sich widersetzte, und ward auf diese Weise ohne einen Canonenschuß Meister davon. Zwen Tage hernach ergab sich auch das Schloß. Der ganze

Ver-

Verlust der Franzosen bey dieser Eroberung be-
stehend in 5 Verwundeten. Seit her arbeitet man
stark an der Befestigung dieses Orts. Der Gene-
ral Paoli nebst seinem Bruder Clement Paoli,
und einigen Officiers haben auch kurz nach diesem
Verlust Corsica verlassen.

Die türkischen Kriegsrüstungen gegen Rußland

haben seit einiger Zeit die Augen von ganz Europa
auf sich gezogen. Die gleich Anfangs von den
Türken und ihren Verbündeten ausgestreuten Ge-
rüchte redeten von 400 000 Mann, welche die
Pforte ins Feld stellen wolle. Die Magazine, so
sie errichtet, könnten zum Unterhalt einer Armee
von 800 000 Mann hinlänglich seyn. Den Auf-
wand eines so kostbaren Kriegs zu bestreiten, hat
der Großherr eine Summ von 120 Millionen Pia-
ster bestimmt. Schon gegen das Ende des 1768ten
Jahrs wurden 600 Canonen, von verschiedenem
Caliber, nach Choczim und Bender, zwey Grenz-
festungen abgeführt, und das Artillerie-Corps be-
stehend schon damals in 4000 Mann; aber alle
diese großen Anstalten giengen langsam von statten.
Die Ursachen davon scheinen theils, weil die Pfor-
te lange Zeit Frieden gehabt, und daher überall
Kenntniß und Übung, und folglich auch Ordnung
und Fertigkeit fehlte, theils aber die durch den

Aufstand der Montenegriner

in Weg gestreute Hinternisse und Beschäftigungen.
Diese in dem türkischen Dalmatien wohnende Berg-
völker wurden durch die große Strenge aufgebracht,
die der Bascha von Romelien gegen die Griechen
ausübte. Der Friedensbruch zwischen der Pforte
und Rußland gabe ihnen Gelegenheit, sich unter An-
führung des Piccolo Stephano zu empören.
Die Türken wurden auch zu End des 1768 Jahrs
von ihnen geschlagen. Der commandierende Ba-
scha zwar suchte seine Niederlage zu verbergen. Er
drang in ein griechisches Kloster, ließe den armen
Mönchen Nasen und Ohren abhauen, und schickte
sie samt einigen Köpfen, als ein Zeichen eines er-
haltenen Siegs, nebst einem erdichteten Bericht
nach Constantinopel an den Groß-Sultan. Aber
die wahre Gestalt der Sachen bliebe nicht lang
verborgen. Es wurde bald ein Capidgi Baschi
von Constantinopel abgeferiget, den Kopf des be-
trügerischen Bascha zu holen, der sich durch fal-
sche Nachrichten an der Majestät seines Souve-

rains vergrieffen. Die Venetianer, deren Gebiet
an die Gegend von Montenero stößt, waren we-
gen diesen Unruhen in Verlegenheit, da ihnen der
Bascha von Bosnien in einem Schreiben vorge-
worfen, daß sie diese Empörung unterstützen. Der
Bascha von Scutari verübte auch wirklich einige
Feindseligkeiten gegen einigen Unterthanen der Re-
publik; der Großherr aber fandte Mittel, sie bey-
zulegen. Aber die Parthie des Stephano Piccolo
nimmt von Tag zu Tag zu, und die Montene-
griner sind unter seiner Anführung bereit zu Gun-
sten der Russen, gegen die Türken zu agieren.
Doch dieses ist nicht das einzige Exempel der russi-
schen Politik, ihre Feinde durch Aufwühlung ihrer
Unterthanen zu schwächen. Verschiedene Nachrich-
ten sind seit dem April lezt hin eingeloffen, daß auch

eine Aufruhr in Egypten

wider die Türken entstanden. Haly-Bey, der
diese weitläufige Provinz als General, Befehlshaber
regiert, hat das ottomannische Joch abgeworffen,
den Bascha vertrieben, die nächstgelegenen Länder
bezwungen, und trachtet sich zu einem unabhän-
glichen Souverain aufzuwerffen. Was ist wol die
Absicht dieser Bewegungen als die Zertheilung der
türkischen Macht?

Die Action bey Choczim,

welches die äußerste Grenzfestung der Türken in
der Moldau, an den Grenzen von Podolien ist,
soll laut den lezttern Nachrichten, gänzlich zum
Nachtheil der Russen ausgefallen seyn. Der Fürst
Gallizin passierte den 26ten April mit einer Armee
von 69000 Mann den Dniester, und erhielt anfangs
einige Vortheile über die Türken, welche 22000 Mann
stark, unter dem Commando des Karamann Ba-
scha, unter den Canonen der Festung retranschirt
stuhnden. Die russischen Nachrichten haben diese
Vortheile bis zu einem vollständigen Sieg vergröß-
ert. Einige haben sogar von einem 2ten Sieg
geredet, den der Fürst Prosdorowsky den 2ten May
soll erhalten haben. Andere Nachrichten aber,
und die seither erfolgten Veränderungen zeugen das
Widerspiel. Die Russen waren bereit Choczim
zu bestürmen; sie wurden aber von den Türken
überfallen und angegriffen; das Feuer von 150 Ca-
nonen aus der Festung thate ihnen den größten
Schaden; ihr Verlust soll sich über 15000 Mann
belauffen. Der Fürst Gallizin zog sich auch über
den Dniester bis auf Constantinou zurück, und nä-
herte sich der russischen Festung Kiou, in der Ab-
sicht,

sicht, sich mit dem General Romanzow zu vereinigen. Nach dem Aufmarsch des Fürsten Gallizin soll die türkische Cavallerie über den Dniester gesetzt, die russischen Magazine zu Zwaniec und Inss in Brand gesteckt, und den Fürst Gallizin verfolgt haben.

Nach einigen Wochen aber wurden die Russen durch etwelche tausend Ketrouten verstärkt, und nachdem sie viele grosse Stüke und Pontons erhalten, setzten sie sich wieder nach der Moldau in Marsch. Der Fürst Gallizin suchte seine Armee über den Dniester marschieren zu lassen. In dieser Absicht liesse er den Hr. General-Lieutenant von Kennenkampf mit einem Corps im Lager zurück, um die Türken glauben zu machen, als stünde er selbst noch ganz ruhig. Auf diese Weise liesse sich der Feind wirklich einschläfern, und die Russen, ohne einen Mann einzubüssen, passierten glücklich den Fluß. Den 13ten Heumonath kam es zu einem

Treffen zwischen Czafow u. Choczim,

in welchem die vereinigten russischen Armeen des Prinzen Gallizin und des Grafen Generalen Romanzow einen vollkommenen Sieg über den Seraskier erfochte, welcher die Avantgarde der Armee des Großveziers commandierte, und, mit einigen Bassen vereinigt, 50,000 Mann unter seinen Ordres hatte. Das Treffen nahm Morgens um 6 Uhr seinen Anfang. Die Feinde wurden bald in Verwirrung gebracht, und theilten sich in drey Hauffen. Der einte davon flohe nach dem Wald, auf der Seiten von Kalus; der andere stürzte sich in das verschanzte Lager unter Choczim; der dritte aber, welcher der stärkste war, warf sich in die Stadt. Der Großvezier stund damals mit 180,000 Mann noch bey Passy, und wartete auf die Ankunft der asiatischen Völker, von welchen man sagt, daß sie wenig Lust zum fechten bezeugen, und Zucht und Ordnung hassen. Um gleiche Zeit wurden auch die Tartarn von dem General Berg auf das Haupt geschlagen, woben 6000 derselben auf dem Plaz geblieben. Die siegreiche Armee ist darauf in die Crim eingedrungen, und damit das russische Kriegsglück vollkommener wäre, wurde auch der polnische Conföderations-Marschall Bierzinski bey Bhealiskof geschlagen, und mußte seine Artillerie und Bagage im Stich lassen; auch wurde ihm die von dem Kronfeldheiden gemachte Beute wieder abgenommen. Diese Action soll sehr ernsthaft gewesen seyn. Die Cossaken wurden fursmal zurück getrieben, ehe die

Conföderierten von denen besetzten Anhöhen vertrieben werden könnten.

Von dem Sieg der Kalmuken über die Tartarn, an dem Fluß Kalas,

haben wir folgende Nachricht. Gleich nach Ausbruch des gegenwärtigen Kriegs mit der Pforten ließen Ihre Russisch-Kaiserl. Majestät an den Ubascha, Vice-Chan der in den Steppen des asiratischen Gouvernements herumziehenden Kalmuken den Befehl ergehen, 20,000 Mann zur Armee des Hr. General Romanzows abzufertigen, und mit dem Rest seiner Truppen wider die Caucasischen Tartarn selbst ins Feld zu ziehn. Ein heftiger und langer Winter in diesen Gegenden verzögerte einige Zeit die Ausführung dieses Befehls. Aber kaum waren nach erfolgter besserer Witterung die 20,000 Kalmuken nach der Armee abgefertigt, als die unter türkischer Bottmäßigkeit stehenden Tartarn, in der Einbildung, die kalmukische Macht sey nunmehr zertheilt und schwach, den Entschluß faßten, die kalmukischen Ulfen unversehens zu überfallen. Doch diese kamen ihnen zuvor. Den 9ten May wurde dem Vice-Chan von seinen ausgestellten Vorposten berichtet, daß man in der Ferne einige Feinde gewahr wurde. Ungeacht ihre Anzahl nicht groß schiene, so wurden dennoch alle nöthige Anstalten gemacht, um auch in der Nacht bereit zu seyn. Tags darauf wurden die Feinde in stärkerer Anzahl entdeckt. Die Tartarn hielten sich in ein niedriges Thal, zwischen Vertiefungen, die mit Dornesträuchen stark bewachsen waren, gezogen, und in drey Linien gestellt. Hier wurden sie von den Kalmuken von allen Seiten umzingelt: Sie wehrten sich aber dennoch mit der größten Muth. So bald aber der Obristleutenant Kischenskow, der mit einem kleinen Commando von Dragonern und Cossaken dem Vice-Chan zugeordnet war, eine zunächst an den Feind gelegene Anhöhe besetzt, und seine zwey Canonen auf denselben gepflanzt, auch der ersten feindlichen Linien in die Flanke zu feuern angefangen hatte, so verflocht sich der Feind hinter die Anhöhen. Kaum wurden die Kalmuken dieses gewahr, als sie auf die Feinde losfielen, und sie aus einander trieben. Eine grosse Menge wurde bey dem Fluß Kalas niedergemacht. Fünf Fahnen, eine schwarze, zwey rothe und zwey weisse, samt einer grossen Menge von Panzern und Gewehr, und mehr als 5000 Pferdte wurde den Kalmuken zur Beute. Das Treffen hat von 2 Uhr

2 Uhr Nachmittags bis spath auf den Abend gedauert, und der zerstreute Feind wurde die ganze Nacht hindurch verfolgt. Es wird nicht undienlich seyn, zu Erläuterung dieser Kriegs-Geschichten eine

Beschreibung der Tartarn und ihrer Gebräuchen

hier beizufügen. Der Namen der Tartarn erstreckt sich weit und breit durch Asien und Europa. Diejenigen aber, so auf dem gegenwärtigen Schauplatz des Krieges zwischen Rußland und der Pforten vorkommen, werden die crimmischen Tartarn genannt. Die Landschaft, so sie bewohnen, liegt zu äusserst in Europa gegen Morgen, und wird die kleine Tartarie geheissen. Gegen Mitternacht und Morgen grenzet sie an Rußland, gegen Abend an die Moldau und Böhlen, gegen Mittag an das schwarze Meer. Sie haben einen besondern Fürsten, den sie Khan nennen, und waren bis auf das Jahr 1584 ein freyes und unabhängiges Volk. Amurath III machte sie damals dem türkischen Reich zinsbar. Seit dieser Zeit muß ein neuernwelter Khan sich zu Constantinopel bestätigen lassen, darselbst den Eid der Treue schwören, und so oft der Groß-Eultan selbst in das Feld zieht, ihm mit 100,000 Mann folgen, die in Cavallerie bestehen. Wann aber nur der Großvezier commandiert, so stellet er nur 50,000 Mann zur Armee. Man zählet in diesem Reich 8000 Dorfschaften, aber nur wenige Städte. Die Nation ist stark, wild und kriegerisch. Die Knaben werden von dem 7ten Jahr an zum Säbel und zum Geschüz abgerichtet. Den kleinen Kindern zerquetschen sie die Nasen, dann nach ihren Begehrn ist eine wolgewachsene Nase was täßliches. Sie sind sehr flüchtig im Reiten; sie stehen nur auf

dem Steigbügel, und schießen in vollem Rennen rückwärts auf ihre Feinde. Die Kleidung der Gemeinen bestehet aus Schaafsfehlen, die sie im Winter mit der Wollen einwärts, im Sommer aber auswärts tragen. Die Officiers sind in Tuch, und der Khan in Seiden gekleidet. Sie tragen, wie die Pohlen, eine Mütze. Ihre köstlichste Speise ist Pferdfleisch, welches sie dünn geschnitten unter den Sattel stecken, und wann es unter dem Reiten warm geworden, mit großem Appetit verzehren. Sie gebrauchen nicht leicht Salz, weil sie es dem Gesicht für schädlich halten. Sie werden in Horden abgetheilt, die besondere Namen haben.

Die russische Kriegsmacht

soll sich nach ihrer jezigen Beschaffenheit unter der Kaiserin Catharina II, über 600,000 Mann belaufen. Man siehet eine vollständige Liste der ganzen russischen Armee, in welcher die Garde auf 10248. Die Cadets 600. Artillerie und Fortification 34032. Die Feldregimenter 165252. Die Garnisonstruppen 75457. Die Landmiliz 26598. Die kleinen und vertheilten Corps 3044. Die leichten Truppen 29835. Die irregularen Truppen, als Cosaken, Kalmuten u. s. f. 261172 geschätzt werden; die Seetruppen werden dabei nicht mitgerechnet. Die russischen Armeen, so gegenwärtig wider die Türken und Tartarn im Feld stehen, sollen in allem 250,000 Mann stark seyn. Sie werden aber durch neue Rekruten beständig verstärkt. Die russische Nation ist zum Krieg sehr geschickt. Die Desertion ist unter ihnen unbekannt. Die Nahrung ihrer Soldaten ist sehr mäßig und gering. In dem Lager gibt man ihm Mehl, er gräbt sich einen Ofen in die Erden, und backt darin sein Brod selbst. Hitze und Kälte lernen die Russen von ihrer ersten Jugend auf ertragen, indem die Kinder anfangs eine Zeitlang in einem warmen Ofen gehalten, und hierauf aus demselben in Schnee oder kalt Wasser geworffen werden.

Kriegsbewegungen in Afrika.

Nicht nur auf der östlichen Seiten von Europa, sondern auch auf der abendländischen Küsten von Afri-

Afrika brannte in verwichenem Jahr ein Kriegsfeuer, von welchem einige Funken auf Portugal gefallen sind.

Die Eroberung von Mazagan,

einer portugiesischen Festung in dem Königreich Marocco, an dem atlantischen Meer, ist für Portugal ein Verlust, bey welchem es zu gewinnen scheint. Seit dem Jahr 1508, da sie angelegt wurde, hat ihre Unterhaltung weit größere Summen gekostet, als der Nutzen ist, den sie abgetragen. Gleichwol war sie denen maroccanischen Königen stets ein Dorn in den Augen, und hat auch verschiedene harte Belagerungen ausgehalten. Erst bey der letzten aber hat es endlich den Mohren geglückt, sich derselben zu bemätern. Sie wurde zu Anfang des 1769ten Jahres mit sechzigtausend Mann belagert. Der Gouverneur schickte alsobald mit dieser unerwarteten Nachricht Weib und Kinder nach Lisabon. Der Hof liesse sogleich zwey Kriegsschiffe mit Truppen und Munition dahin abgehen, die auch, ungeacht alles Widerstands der Mohren, die es zu verhindern trachteten, glücklich ankommen. Dieser Succurs wurde bald nachher sehr verstärkt. Die Mohren wagten vergebens verschiedene Stürme, in deren einem durch Hülf einer Mine, über 900 von ihnen in die Luft gesprengt wurden, und die Festung hielt sich bis den 10 März. Aber die Uebermacht der maroccanischen Armee zwang endlich den Gouverneur, ungeacht aller gegebenen Mühe, sich so gut als möglich aus der Sache zu ziehen. Er capitulierte daher auf folgende Bedinge: „ Der Kaiser solle sich mit seinen „ Truppen von der Festung zurück ziehen, um den „ Portugiesen Zeit zu lassen, sich mit ihren Gütern auf die eilf portugiesische Schiffe zu bringen, welche daselbst vor Anker lagen. Hingegen solle die Artillerie und Kriegsmunition dem Kaiser zugestellt, und der Platz in seinem damaligen Zustand übergeben werden. „ Von diesem letztem Artikel aber erfüllte der Gouverneur nichts, sondern nachdem er seine Leute, und alles, was einigen Werth hatte, eingeschifft, sprengte er die Festungswerke in die Luft, und hinterließ den Mohren nichts als den Schutt eines ganzlich ruinirten Platzes. Was würden wir urtheilen, wann ein türkischer Commandant in gleichen Umständen, seine mit einem christlichen Fürsten geschlossene Capitulation auf solche Weise gebrochen hätte?

Diese Eroberung, insbesondere aber die großen Anstalten, womit der Kaiser von Marocco zu Feld

ziehet, machten an dem spanischen Hof vieles Aufsehen. Sichern Nachrichten zufolge bestehet

die maroccanische Seemacht

in einer fürchterlichen Flotte, von 30 Kriegsschiffen, deren jedes so groß, als eine englische Fregatte von 36 Kanonen seyn soll. An Proviant und andern Kriegsbedürfnissen haben die Mohren einen Ueberfluß. Dreyßig tausend Soldaten sind zum Einschiffen bereit; auch fehlet es nicht an Transport-Schiffen. Es sollen sich insonderheit viele europäische Officiere unter ihnen aufhalten, welche in mohrischer Kleidung erscheinen. Alle diese großen Vorbereitungen erweckten bey der Ungewissheit ihres Endzwecks, unter den Spaniern verschiedene Gedanken. Sie zogen ihre Armee an den Küsten von Portugal zusammen, und die an die mittelländische See gränzenden Provinzen, Murcia und Granada, als welche den Mohren die nächsten sind, wurden mit 14 Bataillons französischer Truppen besetzt, um die dortige Küsten sicher zu stellen.

Die asiatischen Unruhen

sind allgemeiner, größer und von wichtigern Folgen. Sie ziehen eben daher auch die Aufmerksamkeit der europäischen handlenden Nationen vorzüglich auf sich. Auf der einen Seiten wird die englisch-ostindische Compagnie in Bengala und auf der Küste von Coromandel durch verschiedene und heftige Kriegsbewegungen erschüttert. Auf der andern Seiten sehen wir große indianische Staaten umgekehrt, und die mächtigsten Fürsten von einem kühnen Eroberer gestürzt.

Bengala

ist unter den Herrschaften des großen Mogols die äußerste Landschaft gegen Morgen. Ihre Länge von Osten gegen Westen erstreckt sich auf 100 deutsche Meilen, die Breite auf 75; der Ganges, der größte unter den indianischen Flüssen, theilet sich in verschiedenen Armen durch diese Provinz, und stürzt sich durch verschiedene Ausflüsse in den bengalischen Meerbusen. Das Land ist fruchtbar; es bringet alle Arten von Nahrungsgewächsen in Ueberfluß, und ist gleichsam Indiens Magazin. Es liefert aber auch sehr viele Materien zu Handwerkern und Manufakturen. Die Catun- oder Baumwollstauden ist nach dem Cocusbaum, die nützlichste Pflanze. Sie wächst so hoch als ein Rosenstrauch, und

und trägt gelbe Blüthe. Wann diese abfallen, so bleiben kleine Knöpfe zurück, die so groß als eine weltliche Nuss werden. Die Schale ist dünn, und springt auf, wann sie reif sind. Die schneeweisse Baumwolle bricht alsdann herfür, und breitet sich aus. Ganze Felder werden mit ihrem Samen befüet. Die Einwohner sind geschickte Künstler. Hier werden die schönsten indianischen Mouselinen, die feinsten Kessel, Leinwand- und baumwollenen Tücher gemacht. Ihre Farben verbleichen nicht, und gehen auch in der Länge nicht ab. Hugly, auf einer Insel in dem Ganges, ist der große Handelsplatz von Bengalen, wohin alle fremde Waaren ausgeladen, und alle Landesprodukten aus den benachbarten Provinzen gebracht werden. Die englische Compagnie hat ihre Factorie zu Calcuta, wo sie das Fort William besetzt. Die ganze Landschaft aber wird von einem Nabab, oder Statthalter regieret.

Sujah-Doula, der gegenwärtig regierende Nabab, erklärte sich schon zu Ende des 1768 Jahrs wider die englische Compagnie, deren abgesagter Feind er ist. Von allen Seiten zog er europäische Ingenieure an sich, wickelte die benachbarten Nababs oder kleinen Fürsten auf, und nahm den Engländern verschiedene wichtige Plätze hinweg. Die Macht dieses Nababs ist sehr groß, und hätte der englischen Compagnie gefährlich seyn können, wann er seine Kräfte und erhaltene Vortheile zu gebrauchen weiß. Den letzten Nachrichten zufolge haben die Engländer, durch Vermittlung des Belts, mit diesem Fürsten einen Frieden geschlossen, laut welchem er neutral verbleiben, und seine zahlreiche Truppen bis auf 35,000 Mann abgeben sollte. Aber

auf der Küste von Coromandel,

die sich dem bengalischen Meerbusen nach bis an das Vorgebürge Comorin erstreckt, haben die Engländer einen weit fürchterlicheren Feind an dem Hyder-Aly-Chan, der für den vornehmsten und tapfersten Fürsten von Mysore gehalten wird. Er ist kein Prinz von Geblüt, sondern ein Avanturier, der sich durch Kühnheit empor geschwungen, und durch dieselbe allein sich zu erhalten und zu vergrößern sucht. Im Jahr 1756 stuhnte er als Hauptmann über eine Compagnie Sympas in französischen Diensten. Nach der Niederlage der Franzosen zu Trichinapoli desertierte er, und gieng in den Dienst des Königs zu Mysore. Durch seine Intriguen erwarb er sich bald ein Ansehen,

stiege vor etwelchen Jahren seinen Souverain vom Thron, und riss die Regierung an sich. Die Compagnie wurde bald in einen verderblichen, und an sich unnützen Krieg mit diesem Kronenträuer geflochten, weil ihre Officiere seit dem Jahr 1756 stets Geschenke annehmen, und mit großem Eifer sich in die Streitigkeiten der indianischen Fürsten mengen, in der Hoffnung, große Reichthümer zu sammeln, wann sie dem einen helfen, den andern vom Thron stürzen. Bis dahin aber ist dieser Krieg mit

großem Verlust der Engländer

geführt worden. Hyder-Aly vereinigte sich mit den Maratten, einer mächtigen und kriegerischen Nation, die den südöstlichen bergigen Theil der Küsten Malabar, hinter Goa bewohnet, überfiel an der Spitze von 30,000 Mann den Obrist Wood, richtete in den englischen Besizungen große Verheerungen an, und eroberte einige der festesten und wichtigsten Plätze. Meliapour, Vallioate, Bombay und andere mehr kamen in seine Gewalt. Er rückte sogar vor Madras, den Hauptort der englisch-ostindischen Handlung, gestattete dem Commandant nur 7 Tage Bedenkzeit, den Ort zu übergeben. Der Obriste Schmidt, wurde hierauf alsobald an diesen siegreichen Fürsten abgeschickt, um zu versuchen, den Frieden mit ihm zu machen.

Die Beschreibung von Bombay und Madras

zeigt die Größe der über die englisch-ostindische Compagnie obschwebenden Gefahr. Die erste ist eine beträchtliche Stadt auf einer kleinen Insel dieses Namens, die an der Seiten der Provinz Dekan ist. Sie hat ein starkes Fort und einen sehr guten Haven, von dessen Vortreflichkeit sie auch den Namen Bon-bay erhalten. Eben wegen diesem Haven ist auch eine sehr starke Niederlage von Waaren daselbst. Aber Madras ist die vornehmste Niederlage der ostindischen Compagnie, und nächst dem zu Batavia der reichste europäische Haven in Indien. Der Ort ist auch unter dem Name, Fort St. George bekannt. Der Gouverneur ist nicht nur der Präsident des Forts, sondern auch der Direktor aller Factorien an der Küste Malabar und Coromandel. Die Zölle von den ein- und ausgehenden Waaren machen einen der ansehnlichsten Theilen von den Einkünften der Compagnie aus. Sie werffen jährlich bey 100,000 Reichsthalern ab. Die Einkünfte von den Landesprodukten

machen bey dreßsig tausend Reichsthaler aus; ohne den Ankerzoll und viele andere kleine Einkünfte und Pächte. Die Handelschaft dieses Orts erstreckt sich auf alle Gegenden, die von dem Vorgebirge der guten Hoffnung gegen Morgen liegen. Der hauptsächlichste Vortheil des Handels, wodurch ein Zusammenfluß von Einwohnern verursacht worden, war die Nachbarschaft mit den Diamantgrüben in Golconda, die die berühmtesten in der Welt sind, und etwa eine Wochenreise von der Stadt abliegen. Die Anzahl der Einwohner, die in dem Gebiet der Compagnie, und unter ihrer Jurisdiction waren, soll sich auf 80- bis 90tausend betraffen.

Es hat aber die Regierung, nach vielen Berathschlagungen, und auf die dringende Vorstellungen der Direktoren der ostindischen Compagnie, sich entschlossen, eine Escadre von Kriegsschiffen, samt einigen Truppen nach Indien zu schiken, um diese große Quelle des Reichthums der Nation sicher zu stellen, und zu beschützen. Man besorget englischer Seits, daß eine gewisse benachbarte Macht, die bereits eine beträchtliche Stärke in Indien besitzt, hinter diesen feindlichen Bewegungen stehe, und die Absicht hege, die Engländer derselben zu berauben.

Als Madras in dem Jahr 1756 von den Franzosen erobert war, so belief sich der Verlust der Handlungs-Gesellschaft an Gelde und an vorhandenen Waaren in den Magazinen, auf 200,000 lb. Sterling. Der gegenwärtige Verlust der Compagnie muß bey der Einbuße so vieler Handelsplätze und Faktorien, weit beträchtlicher seyn, wann man nicht Mittel gefunden, Waaren und Güter zuvor in Sicherheit zu bringen.

Die persischen Unruhen,

welche seit einiger Zeit dieses mächtige Reich heftig zerrüttet, scheinen die ottomannische Pforten vor der Gefahr eines von dieser Seiten feindlichen Ueberfalls sicher zu stellen. Kerim-Kan, der lange Zeit Regent und Statthalter dieses Reichs gewesen, hat sich gänzlich Meister davon gemacht, und beherrscht es mit einer uneingeschränkten und despotischen Macht. Es sind aber auch noch starke Partheyen in dem Reich wider ihn, deren Aufstand er befürchten muß. Er unterhält zu Chiraz stets eine Armee von 70,000 Mann um sich, worunter 40,000 Mann Cavallerie sich befinden. Seine Hofstatt ist eine der prächtigsten in dem Orient. Um seinem Sohn, Abolfut. Chan,

das übel erworbene Reich zu versichern, ließe er denselben im März lezhin öffentlich krönen, in der Absicht, desselben Residenz zu Isaphan festzusetzen. Das Alter dieses jungen Fürsten ist nicht mehr als zwölf Jahr.

Die Staatsveränderungen in dem Königreich Siam

und andern benachbarten Staaten, sind unter allen neuern Begebenheiten die merkwürdigsten und größten; besonders wann man die Kürze der Zeit von 3 Jahren, in welchen sie vorgefallen, mit der Größe derselben vergleicht. Der König von Barma, welches Reich oft von dem König zu Pegu, oft von dem zu Ava, zwischen welchen beyden es liegt, abhange, hat nicht allein das Königreich Pegu sich unterwürfig gemacht, sondern seine Eroberungen auch über Siam, Tonquin, und selbst über China ausgebreitet. Die Belagerung der Hauptstadt Siam dauerte ein ganzes Jahr, während welcher Zeit die Belagerten die Körper der Todten zu ihrer Nahrung haben genießen mußten. Die Stadt liegt auf einer Insel, und ist in ihrem Umfang sehr groß. Sie hat verschiedene harte Belagerungen schon in den vorigen Zeiten von den peguanischen Königen ausgestanden, von welchen sie oft mit Armeen von vielen hunderttausend Mann eingeschlossen worden. Kaum hatte der barmische König die Siamesen unter seine Herrschaft bezwungen, so wurde noch gleichen Jahrs

der Kaiser in China angegriffen,

und die Provinz Junnan feindlich überzogen. Der König von Barma dediente sich einer List. Er gab vor, er wolle die Tartarn aus dieser Provinz austreiben, und die Chinesen in den Besitz derselben setzen. Von 28 Schlachten, die er nach und nach glücklich erfochten, war die im October 1767 die blutigste, in welcher sein siegendes Heer zwanzig tausend Tartarn, nebst ihrem Heerführer erlegte, der ein Tochtermann des regierenden Kaisers von China war. Die Folgen dieses Siegs waren fast ungläublich. Die Provinz Junnan wurde von Einwohnern entblößt und fast öde gemacht. Der größte Theil derselben brachte sich selbst ums Leben; die Weiber ersäufeten sich in den Flüssen und Soodbrünnen; die Männer spißten sich selbst.

Die

Die Provinz Junnan

Ist eine der reichsten und fruchtbarsten des Reichs. Sie hat verschiedene Bergwerke von allerhand Erz. Um eine einzige Stadt herum werden 36 Gold- und Silberbergwerke gezeuht. Die Flüsse, so von den Bergen herabkommen, führen eine große Menge Goldsand und auch Edelgesteine mit sich. In den Gebirgen werden Rubinen von außerordentlicher Größe und Schönheit gefunden. Schon zu End des Weinmonats 1767, war die ganze Landschaft unter den peguanischen Scepter gebracht. Der Kaiser von China ließe unermessliche Schätze nach der grossen Tartarie bringen, wohin er sich im Fall der Noth flüchten könnte. Aber sein Schicksal scheint es anders verhängt zu haben. Der König von Cochinchina, dessen Gesandter an den chinesischen Hof, von den Tartarn ermordet worden, ergriffe diese Gelegenheit, und kündete dem schon bedrängten Kaiser den Krieg an. Der König von Pegu vereinigte sich mit ihm. Beide verbundene Fürsten drungen mit ihrer vereinigten Macht in die Provinz Szechuen; die auch bald in ihre Gewalt kam. Der barmische König setzte hierauf seine Eroberungen mit der größten Geschwindigkeit fort, nahm den Kaiser gefangen, erwürgte ihn, und setzte sich an seine Stelle auf den Thron.

Die Chineser sollen diesen Umsturz vorher ge-
weissaget, und die Ursachen desselben den ungerechten Mißbräuchen des Kaisers selbst beggemessen haben, als welcher, wider ihre Gesetze und Gebräuche, ausländische Knechtsweiber in seinen Pallast eingeführt hatte, und namentlich 9 persanische, mit deren einer er einen Sohn gezeuget, den er zum Thronfolger erklären wollte. Seine kaiserliche Gemahlin hatte er nicht allein umbringen lassen, weil sie ihm keinen Prinzen gebohren, sondern den mahomethanischen Knechtsweibern zu Gefallen eine Moschee in seiner Residenzstadt erbauen lassen, welche durch mahometanische Geistliche bedient wurde.

Der Sklavenhandel mit den Schwarzen in Afrika,

der von einigen handelnden Personen durch Ver-
wechslung europäischer und indianischer Waaren betrieben wird, ist zwar von Wichtigkeit, aber vielleicht auch unter allen gewinnstüchtigen Unternehmungen der Menschen die ungerechteste. Die

Anzahl der Schwarzen, welche im Jahr 1768, von dem weissen Vorgebürg, Capu Blauca an das Rio Congo zu Sklaven erkaufet worden, beläuft sich laut einer aus London erhaltenen Berechnung, auf hundert und viertausend und einhundert Köpfe. Nämlich von Großbritannien 57,100; von den britannischen Colonien in Amerika 6300; von Frankreich 23,700; die Holländer 11,100; von Portugal 8700; von Dänemark 1200. Wenn man nun alle diese Schwarze, jeden Kopf nur zu 15 Pfund Sterling rechnet, so kommt ein Capital von einer Million, 561 tausend 500 Pfund Sterling, und also mehr als 32 Millionen hiesige Pfund heraus. Die Einwohner von Nigritien liegen stets wider einander zu Feld, und alle Gefangene, so sie im Krieg machen, verkaufen sie andern, sowol afrikanischen als europäischen Nationen. Dieser Sklavenhandel ist unter dem Namen Niento bekannt. Diese Leute sind auf diesen Gewinn so erpicht, daß sie auch ihre eigene Weiber, Kinder und Geschwister verkaufen. Die meisten werden nach America geführt, und zu den Plantagen, zu dem Ackerbau, zu den Zuckermühlen u. s. f. gebraucht.

Ein sehr gefährlicher Anschlag auf Brest.

Eine in Frankreich in der Provinz Bretagne an der See liegende Stadt, dessen Haven der beste in Europa seyn soll, ist ein Beweißthum, wie unsicher oft selbst der zwischen den Nationen geschlossene Frieden, durch die geheimen Anschläge der unruhigen Politik zu seyn pflege. Es wurde im Brachmonat daselbst ein Fremdling gefänglich an- gehalten, der sich unter dem Namen Lord Gourdon, Officier bey der englischen Marine zu erkennen gegeben. Er stellte sich anfangs seines Aufenthalts dem Commandanten und Intendanten, mit Empfehlungs- Schreiben von dem französischen Abgesandten zu London vor, und wurde sehr wol empfangen. Fünf Wochen lang hielt er sich in der Stadt auf, und war im Begriff nach Paris abzureisen. Er hatte schon von seinen Bekannten Abscheid genommen, als er arretiert wurde. Man hatte beobachtet, daß er verschiedene Personen von dem Port an sich gezogen, und alles genau in Augenschein genommen und ausgefragt hatte. Er hatte einen Soldaten vom Regiment Bearn bey sich, der ihm als Zeichner diente, da er von allem was er sah, besondere Grundrisse verfertigen liesse. Das Ministerium war hier,

auf aufmerksam, ließe ihm jemand insgeheim nachfolgen, und ihm allenthalben beobachten. Als dieser vorgegebene Lord angehalten wurde, fand man die Kiste, und auch verschiedene Instructionen und Correspondenz-Schreiben bey ihm. Die fernere und genauere Untersuchung deckte endlich den gefährlichsten Anschlag auf, an welchem sehr viele Personen Antheil hatten, die auch nachher von verschiedenen Orten her gefänglich eingebracht wurden. Der Proceß wurde weit aussehend; man hielt aber alles, so viel möglich, geheim. Dennoch wurde so viel bekannt, daß nicht nur Vrest, sondern verschiedene andere Seehäfen und Magazine, der Küsten nach, zu gleicher Zeit haben sollen in Brand gesetzt, und vermittelst dessen noch viel unternommen werden. Verschiedene mit Holz beladene Barquen sollten auf eine bestimmte Stunde ankommen, das Port anzuheften. Dieser Gourdon ist wirklich ein junger Lord, und aus einem sehr hohen irländischen Haus. Aber seine hohe Geburt befreiet ihn in Frankreich nicht von der Strafe seines Verbrechens.

So gehet die herrschsüchtige Politik mit geheimen Anschlägen um, die an sich selbst lasterhaft sind; und, wann man aufrichtig gesehen darf, so ist die Geschichte der politischen Welt fast nichts anders, als die Geschichte grosser Laster.

Der plötzliche Tod des Papsts, Clemens des Drenzehnten,

hatte in Europa Aufsehen gemacht, und zu verschiedenen Gerüchten Anlaß gegeben. Fast niemand hat denselben für natürlich ansehen wollen. Die Umstände veranlaßten diesen Verdacht. Verschiedene Courvois hatten auf gänliche Abschaffung des Jesuiten-Ordens gedrungen, der sich durch gefährliche Praktiken überall Feinde zugezogen, und der Papst schiene bereits im Begriff zu seyn, ihren Vorstellungen nachzugeben; als er den 2ten Hornung nach Mitternacht durch einen unerwarteten schnellen Zufall hingerissen wurde. Den Abend zuvor hatte er noch dem Cardinal Rezzonico, seinem Neveu, und dem Cardinal Torregiani Audienz er-

theilt, und hernach gesund und ruhig zu Nacht gespiessen. Während dem er sich auskleidete, übersielen ihn plötzliche Schmerzen und der Tod; der auch bald hernach durch das Geläute der grossen Glocken auf dem Capitolio kund gemacht wurde. Der Leich wurde geöffnet; man fand einige Gefässe in dem Herz außerordentlich ausgedehnt, welches die Ursache seines Todes war. Der Leich wurde einbalsamirt, und in päpstlichem Schmuck auf ein Paradebett hingelegt. Den 4ten Abends wurde er unter einem

prächtigen Leichenbegängniß

auf das Batlean gebracht; vorher zog eine Compagnie zu Pferd. Einige Trompeten voraus ließen sich in einem dumpfen und traurigen Thon hören. Ihnen folgten eine Menge Kammer- und Stallbediente mit Falken in den Händen. Hierauf folgten der Hauptmann über die Schweizergarde, und der Ceremonienmeister zu Pferd. Der päpstliche Leichnam wurde auf einer sehr kostbaren und offenen Todtenbaare von schwarz angeschirrten Pferden getragen. Die schweizerische Garde gieng auf beiden Seiten neben der Leiche einher. Ihnen nach folgten auch sieben durch Pferde gezogene Kanonen: Hierauf came wiederum eine Compagnie zu Pferd, wie auch einige Cuirassier mit ihren Trompeten und Pauken. Als die Leiche samt ihrem Begleit angekommen, wurde der Leichnam von der Tragbaare gehoben, und in die Sixtinische Capelle getragen. Der päpstliche Hut wurde ihm hier abgenommen, und eine Priestermitze aufgesetzt.

Der verstorbene Papst, Clemens XIII, war aus dem edlen Hause Rezzonico, eines edlen Venetianers, Johann Baptist Rezzonico

Natürliche Vorstellung dieser ausserordentlichen Leichenbegängniß.



A. Besichtigung des Leichnams des sel. Papst. B. Uebergab des Gnadenringes. 1. Compagnie zu Pferd. 2. Kammer- und Stallbediente mit Fackeln. 3. Der Hauptmann über die Schweizergarde und Ceremonienmeister. 4. Der päpstliche Leichnam. 5. Die Schweizergarde. 6. Geistliche mit brennenden Wachskerzen. 7. Die Canonen. 8. Die Cuirassiers.

Rezzonico Sohn. Er wurde im Jahr 1693 den 7ten März zu Venedig geboren. Papst Clemens XII machte ihn zum Cardinal, und gave ihm zugleich das Bisthum zu Padua, in dem venetianischen Gebiet. Im Jahr 1758 den 6ten Heumonath wurde er zur höchsten Würde in der Kirchen erhoben. Er brachte also sein Alter auf 76 Jahre 10 Monat, und seine Regierung auf sechen Jahr.

Es ist bey dem Todesfall eines Papsts stets der Gebrauch, daß die Gefangene, welche hin und wieder in den Gefängnissen der Stadt sich befinden, nach der Engelsburg gebracht werden. Dieser Gebrauch hat bey letzter Gelegenheit den Herrn Fiori, ersten Schreiber des ehemaligen Cardinals Bassionei, das Leben gekostet. Er war ein Staatsgefangener. Der Anblick so vieler unerwarteter und plötzlich zusammenkommender Gefangener setzte ihn solcher massen in Schrecken, daß er in Gichter fiel, und in wenigen Stunden starb.

Der Cardinal Rezzonico, 'Neben Seiner verstorbenen Heiligkeit, legte bald hierauf dem Collegio der Cardinäle die Rechnung über diejenigen Gelter ab, welche unter dem verstorbenen Papst aus der Engelsburg waren genommen worden, um der Theuerung des Brots zu begegnen. Dreyimal hunderttausend Ducaten waren baar wieder vorhanden; ungefehr so viel in guten Wechselbriefen. Der Ueberschuß wurde in denjenigen Summen aufgewiesen, welche die Gemeinden noch für die ihnen in dieser Noth gethanen Kornlieferungen schuldig waren. Die Cardinäle waren mit dieser abgelegten Rechnung sehr vergnügt, und bezeugten dem Nepoten ihre Zufriedenheit.

Die Praktiken der Jesuiten

und ihrer Anhänger hätten es bald, ohne die thätige Geschicklichkeit des französischen Gesandten dahin gebracht, daß der Cardinal Ghigi, ein grosser Eiferer für ihre Gesellschaft, noch vor Eröffnung des Conclave zum Papst erwählt, und in den ersten Tagen, in denen sich die Cardinäle würden versammelt haben, öffentlich ausgerufen worden wäre. Ein in der Nacht zwischen dem 11ten und 12ten März aufgefangener Brief deckte diesen geschmiedeten Complot auf; dessen Ausführung in der römischen Kirchen eine Trennung hätte verursachen können. Aber man liesse alle Triebwerke der Staatskunst spielen, um dieses zu veranlassen. Alle Abgesandte protestierten, daß alles was vor der Ankunft der Cardinäle, dissents den Alpen, in dem Conclave vorgenommen wurde, für null und nichtig gehalten seyn solle. So blieb der heilige Stuhl über 3 Monat lang ledig.

Die Reformation unter den geistlichen Orden

ginge inzwischen in verschiedenen italienischen Staaten stark vor sich. In den Landen des Herzogs von Parma wurden auf dreysig Klöster unterdrückt; die einheimischen Ordens, Geistliche in andere Klöster versetzt, und die Inquisition nach dem Absterben des Pater Inquisitors, so den 4ten Hornung erfolget, wurde abgeschafft. Von jeder Art Klöster blieben in dem ganzen Staat nur eines übrig. Die Certosiner und Barnabiten liesse man gänzlich ausgehen, weil von jedem nur ein Kloster, und in keinem die volle Anzahl der Geistlichen ware. Zy Venedig, in dem letztgehaltenen Concilio dei Pregadi, sind

73 Franciscaner-Klöster, von allen dreyn Orden, die keine 12 Geistliche unterhalten konnten, aufgehoben worden. Die Geistlichen begeben sich in andere Klöster des venetianischen Gebiets. Jedem sind hundert und fünfzig Ducaten angewiesen. Der ganze Franciscaner-Orden soll, vermöge eines Dekrets des Senats, aussterben. Die Bischöffe dürfen inständig nicht mehr ohne Erlaubniß aus dem Staat sich begeben. Die Priester sollen nicht eher, bis sie das kanonische Alter von 25 Jahren erreicht haben, ordiniert werden. Von 3745 Geistlichen bleiben nicht mehr als 1792 übrig. Die Dominikaner und Jesuiten mußten sich bequemen, sich allen Verordnungen des Senats zu unterwerfen; waim sie nicht die Staaten der Republik raumen wolten. In dem Königreich Neapolis, wo vorher Jesuiten-Klöster gewesen, werden nunmehr Collegia zu Erziehung der Jugend errichtet, in welchen die meisten Lehrkühle, so nicht die Religion betreffen, nur weltlichen Lehrern anvertrauet werden.

Ein sonderbarer Proceß,

welcher vor einiger Zeit in Paris entstanden, hat die Neubegierde vieler Menschen gereizet. Zween Schwestern klagten gegen einander wegen eines Vermächtnisses, auf welches eine jede derselben für sich alleine Anspruch gemacht. Beyde waren lebenswürdig, und lebten unter der Aufsicht ihrer vermittelten Mutter. Ihr Vermögen aber wäre gering. Ein bereits bejahrter und reicher Uverheyratheter fand sich fast taglich in ihrer Wohnung ein, und ließe eine vorzügliche Achtung für die Jüngere bliken. Seine Liebe vermehrte sich durch die Besuche, aber seine Geliebte ließe stets mehrere Abneigung gegen ihn bliken. Er wagte endlich einen Antrag, und bote, um ihre Gefälligkeit zu gewinnen, 10,000 Livres an. Aber die spröde Schöne verwurfe diesen Antrag; doch gabe sie ihrer ältern Schwester Nachricht davon. Diese, mit mehrerer Ueberlegung und Einsicht, gabe zur Antwort: Ihre Mutter seye noch jung, und selbst können sich keine baldige Hoffnung zu ih-

rer eigenen Versorgung machen; indessen seye mit 10,000 Livres etwas anzurichten, und sie wolte an ihrer Schwester Plaz treten. Dieses wurde von der Jüngern angenommen, die Sache ward ausgeführt, und der betrogene Liebhaber zahlte die 10,000 Livres aus. Nach einiger Zeit fiel dieser Unglückliche in eine Krankheit, und starbe in dem Jerrhum, es seye die Jüngere, so ihm gefällig gewesen. In diesem Wahn vermachte er derselben 50,000 Livres, aus Dankbarkeit für die erwiesene Liebe und Freundschaft. Diese meinte nun, das Vermächtniß sey ihr, laut der ausdrücklichen testamentarischen Verordnung, zugefallen. Da hingegen die Ältere verschiedene Gründe anführte, um sich dieses Vermächtniß zuzueignen.

Ein anderer an sich wichtigerer Proceß, der vor einiger Zeit zu London beurtheilt worden, ist mehr wegen

dem Eifer zweyer Advokaten,

welche die streitenden Partheyen vertheidigten, als wegen der Wichtigkeit der Sache selbst, die uns in dieser Entfernung so wenig rühret, so unbekannt sie ist, merkwürdig geworden. Es wäre um das Erbrecht zu dem Namen, den Titlen und Gütern des letztverstorbenen schottischen Herzogs von Douglas zu thun, auf welches zwey angesehene Familien, die einte dieses Namens, die andere Hamilton, Ansprache gemacht. Zween der vornehmsten Advokaten, die die Streitsache dieser Partheyen gegen einander verfochten, und, als ein seltenes Beispiel, sich die Obseque ihrer Klienten zur Ehre machten, kamen, aus Eifer, vor der Cammer in eine solche Hitze gegen einander, daß sie gleich nach dem Austritt von der Verhörs hingenen, und einige Bisulentuglen mit einander wechselten. Dieser hitzige Eifer wurde einen traurigen Ausgang genommen haben, wann nicht beyderseitige Freunde glücklicher weise dazwischen gekommen wären, ehe noch einer dem andern eine tödtliche Wunde beigebracht hatte. Es scheint, diese edlen Schutzredner haben nicht bloß auf die Bezahlung gesehen, und wegen Gewisheit derselben, sich den Ausgang dieser Sache nicht gleichgültig seyn lassen.

Eine wunderbare Geburt,

Die Sontags den 18ten Brachmonat letztlin zu London, an das Tageslicht gekommen,

men, hat die Aufmerksamkeit der Naturforscher rege gemacht. Eine Frau in dem Zuchthaus kam mit Zwillingen nieder. Das einte dieser Kinder war weiß, das andere ganz schwarz. Wann man hierbey betrachtet, daß eine solche Mutter nicht durch Tugend, nicht durch Reinigkeit der Sitten und eine gute Aufführung in die Zuchthäuser geführt wird, so kan man leicht die Ursache vermuthen, von welcher dieser Unterscheid herrührt; besonders an einem Ort, wo wegen der Bequemlichkeit der indianischen Handlung, viele Kaufleute und grosse Herren oft schwarze Negren unter ihren Bedienten hatten.

Die reiche Verlassenschaft eines Buchdruckers,

der im Jahr 1768 zu Paris verstorben, hat viele Leute in Verwunderung, aber auch in mißgünstige Eifersucht gebracht. Sein Namen war Colignard. Man fand hinter ihm 73,000 neue Dublonen, ungefehr eine Million baares Geld hatte er bey Hr. le Bel, gewesenen ersten königlichen Cammerbedienten gehabt; ungefehr 500,000 Livres bey dem Herzog von Nevers; und 100,000 bey dem Hr. Abt Olivet. Bey einer solchen Erbschaft wird es dem Verstorbenen kaum an wolgesinnten Verwandten gefehlt haben, die das Vermögen samt den Schulden über sich genommen.

Eine schädliche Erfindung,

die zu nichts anders, als zu Verheerung des menschlichen Geschlechts dienen kan, soll unlängst zu Newport, in Rhode-Island von einem Einwohner erdacht worden seyn. Sie bestehet in einer Maschine, durch welche in einer Action, zu Wasser oder zu Land, ohne Hilf des Pulvers, viermal mehr

Leute zu Grund gerichtet werden sollen, als durch alle bisdahin erfundene Kanonen und Mordgewehre, die die Menschen, sich unter einander zu erwürgen, gemißbraucht. Eine Erfindung, die samt dem Erfinder alsobald vergraben zu werden verdient hätte.

Die Reise um die Welt,

welche der Herr Bougainville mit zwey Fregatten lezthin gemacht hat, ist besonders in Absicht auf die Schiffarth, eine der wichtigsten. Alle grossen Seefahrer, die bis dahin die Welt umschiffet haben, lüsten auf ihren Reisen stäts einen grossen Theil ihres Schiffvolks, durch den Scharbof und verschiedene gewöhnliche Krankheiten ein, die theils in der Nähe der Seeluft, theils in der Abwechslung so ungleicher Hitz und Kälte in verschiedenen entferntesten Weltgegenden, am meisten aber in dem Gebrauch des gesalznen Fleisches und in dem Mangel frischen und reinen Wassers ihren Grund hatten. Man hörte daher mit Verwunderung die so erfreuliche als unerwartete Nachricht, daß dieser Officier in dem Lauf seiner Reise, die vom 15ten Wintermonat 1766, bis den 14ten März 1769, ungefehr 2½ Jahr gedauert, nicht mehr denn 7 Personen von seinem Schiffvolk, so aus zweyhundert Mann bestanden, verlohren hätte. Die Ursache dieser außerordentlichen Erhaltung schreibt er dem Ueberfluß von distilliertem Seewasser zu, welches er beständig, vermittelst derjenigen Maschine zu verschaffen im Stand war, welche Hr. Boissonner vor einigen Jahren zu diesem Endzweck erfunden. Er glaubt anheben, daß das Limonade-Pulver des Hr. Faciot, welches er alle des Scharbofs verdächtige Personen gebrauchen liesse, ihm auch nicht wenig beygetragen habe, den Lauf dieser Krankheit aufzuhalten. Ueber das

das hat er auch die Beobachtung gemacht, daß die Baköfen, welche er auf dem Entrepont gestellt, statt eines Erlusters gedient hätten, vermittlest welcher er in dem Schiff unaufhörlich die Luft hätte erneuern können. Er brachte zugleich die Nachricht mit, daß er in der Südsee eine bisdahin

unbekannte Insel

entdeckt hätte, welche sehr groß, und wegen der Güte des Clima, und der Fruchtbarkeit des Erdreichs sehr angenehm seye. Die Einwohner sollen von einer sanften und vortreflichen Gemüthsart, freundlich und sehr gestittet seyn, auch Künste und Wissenschaften kennen. Er brachte einen dieser Einwohner mit sich, der viel Verstand zeigt, und einige Kenntniß der Astronomie zu besitzen scheint. Was wird aber diese wolgestittete Nation dabey gewinnen, wann sie mit uns Europäern bekannt wird?

Die südlichen Länder überhaupt sind bisdahin noch wenig besucht worden. Es ist daher auch noch keine vollständige Beschreibung von denselben ans Licht getreten. So viel man aber von den Nachrichten einiger Reisenden weiß, die bisdahin die südlichen Länder besucht haben, so findet man in den meisten einen Ueberfluß an kostbaren Waaren: Gold, Silber, Muscatennüsse, Ingwer, Zuckerrohre von außerordentlicher Grösse. Das feste Südländ ist laut den erhaltenen Beschreibungen, eines der glücklichsten von der Welt, in Ansehung seiner Güte und Fruchtbarkeit. Wirklich hat es mit den fruchtbarsten und reichsten ost- und westindischen Ländern eine gleiche Lage, und muß daher aus gleichen Ursachen von der Natur eben so reichlich versorget seyn. Dieses

scheint noch mehr durch die Aehnlichkeit bestätigt zu werden, welche die Seefahrer zwischen den Einwohnern von neu Guinea, und denen in dem alten Guinea, an der Küste von Afrika, in Ansehung ihrer Gestalt, Bildung und wollichten Haaren beobachtet haben.

Die ersten, welche diese südlichen Länder und Inseln entdeckt haben, beschreiben die Einwohner derselben insgemein, als umgängliche, friedfertige, auch nach Beschaffenheit ihrer Kenntnissen, geschäftige Leute, die in einer natürlichen Einfalt und Unschuld lebten. Die Nachrichten der neuern weichen von dieser Beschreibung ab, und stellen uns dieselben meistens als feindselige, mistreue und gewaltthätige Menschen vor. Beyderley Nachrichten scheinen gegründet. Die Einwohner dieser Länder haben, gleichwie die Amerikaner, die Europäer bey ihrem ersten Anblick bewundert, und wegen ihrer Künste verehret; sie kannten noch keine andere Triebe, als die Triebe der Menschlichkeit; sie kamen voll Zutrauen herbey, und waren dienstbar. Bald aber lernten sie durch den Umgang die Eigennützigkeit derselben kennen; sie sahen ihre Gewaltthätigkeiten; ihre lösende Höflichkeit wurde ihnen verdächtig; sie befürchteten unterdrückt zu werden, wurden mistreu, und gegen diejenigen feindselig, deren gewaltthätige Gewaltthätigkeit sie befürchteten. Die Einwohner der meisten Inseln, die die Europäer kennen gelernt, verstellen sich an den Ufern hinter den Büschen, so bald sie ein europäisches Schiff erblickten, und können nicht dazzu gebracht werden, an Bord desselben zu kommen. Steigen die Europäer ans Land, so sind sie ganz scheu; man muß ihr Zutrauen dadurch gewinnen,

ten, daß man ihnen allerhand europäische Kleinigkeiten: als Messer, Knöpfe, Spiegel u. s. f. zuwirft, alsdann kommen sie freundschaftlich herbei, und führen auf ihren Fahrzeugen süßes Wasser, Früchte und andere Gewächse zu.

So schön derowegen die Nachrichten des Hr. Bougainville von der menschlichen und sanften Gemüthsart der Einwohner seiner neu entdeckten Insel klingen, so wahrscheinlich ist zu vermuthen, man werde nach etwelchen Jahren, wann die europäische Handlung ihre geizigen Hände nach dieser fruchtbaren Insel wird ausgestreckt haben, nicht mehr so vortheilhafte Nachrichten von den vortreflichen Sitten dieser Nation erhalten.

■ Die übel belohnte Höflichkeit.

Nichts ist fast so gewöhnlich, als daß einer eine Zechen bezahlen müsse, die ein anderer gerufen. Dieses Schicksal erfuhr unlängst selbst ein Parlamentsglied von Paris. Er befand sich eben auf dem Land, als ein artiges Frauenzimmer bey seinem Haus vorbeifuhr, und das Unglück hatte, daß ihre Kutsche daselbst brach. Dieser Herr bot sogleich die seine an, und glaubte, es würde höflicher seyn, sie auch zu begleiten, als allein fahren zu lassen. Der Antrag wurde auch mit Vergnügen angenommen. Er begleitete sie also bis nach Paris zu ihrer Wohnung, und dann zu ihrem Zimmer. Zum Unglück hatte sie, wie insgemein schöne Weiber überhaupt, einen eifersüchtigen Mann, der diese erzeugte Höflichkeit übel belohnte. Dann kaum waren sie an der Thüre des Zimmers, als er unvermuthet beym Arm in ein ander Zimmer gezogen, und sogleich von einigen

Burschen angefallen wurde, welche ihn mit Stoßschlägen sehr grob behandelten. Allem Ansehen nach hatte dieses Frauenzimmer schon zuvor an dem Ort, wo sie hergekommen, die Eifersucht ihres Mannes rege gemacht, deren Opfer dieser Herr unschuldig geworden.

■ Die Besserung eines bösen Weibs,

welches sich lange Zeit nicht hatte wollen regieren lassen, ward vor einiger Zeit im Schwabenland, durch eine wol überlegte Entschlossenheit ihres Manns, glücklich bewirkt. Seine Gedult hatte seit langer Zeit ihre eigensinnige Bosheit, wie gewöhnlich geschieht, nicht nur erhalten, sondern vermehrt. Endlich machte sie es eines Abends so arg, daß sie seine Gelassenheit überwand. Er sahe sich gezwungen, den Prügel zu ergreifen, und indem sie sich hartnäckig und fast tobend wehrte, schlug er ihr einen Arm entzwey, und in den Kopf ein grosses Loch. Sie wurde zu Bette gebracht; man holte den Wundarzt. Die Cur ware schmerzhaft und lange; aber die Frau tröstete sich damit, es werde ihren Mann Gelds genug kosten, und die Größe dieser Unkosten werde ihn einstig wol abschrecken, sie noch einmal also zuzurichten. Endlich ward die Frau geheilet. Der Wundarzt brachte den Conto; wirklich stritte der Mann auch einige Weile wegen der Bezahlung; die Forderung dunkte ihn zu groß. Zuletzt kamen sie um fünfzig Thaler überein. Indem nun der Mann in ein ander Zimmer gieng, das Geld zu holen, sagte die Frau zu dem Wundarzt, er habe zu wenig gefordert; sie hätte gewünscht, daß diese Thorheit ihren Mann recht theur zu stehen käme, damit ihm bey erster Gelegenheit die Lust vergienge, noch einmal also mit ihr

ihne
elten.
aue-
so sie
Nam-
Herr
bs,
ollen
it im
legte
h be-
unger
e ge-
son-
es ei-
affen
gen,
n sie
chlug
den
e zu
arzt.
aber
e ih-
d die
lünf-
also
i ge-
Con-
inige
orde-
men
dem
zien
u zu
efor-
hor-
i lä-
heit
mit
r

ihre zu verfahren. Aber wie erstaunte sie nicht? als der Mann wieder hereintrat, und zu dem Wundarzt sagte: „Hier, mein Herr! haben sie fünfzig Thaler für die an meiner Frau verrichtete Cur; und hier haben sie noch fünfzig zum voraus, für das nächste mal, da ihre Hülfe bey gleicher Gelegenheit nöthig seyn wird.“ Diese Entschlossenheit erschreckte die Frau, und machte sie biegsam.

Weit gefährlicher, aber auch von mehreren Folgen war in Engelland

Die Bosheit eines Weibs,

welches ihren Ehemann nicht nur lange Zeit, und täglich auf alle mögliche Weise geplaget, sondern endlich sogar theils mit den Nägeln zerkratzet, theils mit Stößen und Häufen sehr grausam mißhandelt hatte. Das Uebel wurde alle Tage ärger, und der unglückliche Mann nahm endlich seine Zuflucht zum Schutz des Policen-Richters. Der richterliche Spruch verurtheilte dieses erboste Weib in das Zuchthaus. Ein Constaffel sollte dasselbe in einer Kutsche dahin begleiten; auf dem Weg spottete er ihrer, und lachte sie aus. Dieses entzündete die Wuth dieser Frauen, daß sie ganz rasend den Constaffel anfiel, und erbärmlich zerkratzte und zerschlug, so daß er aus der Kutsche um Hülfe schrie. Zween Männer, welche ihme zu Hülfe kamen, hatten alle Mühe, dieses fast rasende Weib von ihm abzubringen. Nicht lange hernach sahe man ebendasselbst ein anderes Exempel der weiblichen Wuth. Mann und Weib waren mit einander in Streit gerathen, und während dem Zanken biß die Frau den Mann so wüthend in den Daumen, daß der Brand bald darauf dazu schlug, und er daran sterben mußte.

Dieser Fall wurde untersucht, und von den Geschwornen als ein unvorsätzlicher Mord erklärt.

Eine Schöne vor der Hochzeit, wird nach derselben oft ein schönes Ungeheuer.

Ein anderes weit abscheulicheres Beispiel zeigt, daß die weibliche Bosheit oft auch zu den größten Lastern hinreichend seye.

Eine der ruchlosten Mörderinnen

wurde vor einiger Zeit zu Wien eingezogen, welche einige Zeitlang auf die lasterhafteste Weise der Welt, ihren Geiz sättigte. Unter dem Vorwand, andern Dienste zu leisten, hatte sie junge und säugende Kinder, sowol von solchen Müttern, die bey guten Häusern als Säugammen in Dienste getreten, als auch von solchen, die aus einer jungfräulichen Schamhaftigkeit, oder aus andern Gründen sich des mütterlichen Namens verschämten, zu sich in die Kost und Verpflegung genommen. Sie ließ sich aber stets für einige Monate das Kostgelt voraus bezahlen. Kaum aber waren die Kinder einige Zeitlang bey ihr, so kam sie schon mit der traurigen Nachricht zu den Müttern, daß ihr Kind gestorben. In der Zeit von 17 Monaten zählte man schon neunzig Kinder, welche aus ihrem Haus zu Grab getragen worden. Sie wurde deswegen dem Publikum verdächtig; man legte sie in das Gefängniß, und bald darauf gestand sie ihr Verbrechen, welches um so viel strafbarer schien, je sicherer es, theils wegen der Schwachheit so vieler unschuldiger Opfer, theils unter dem Zutrauen einer belohnten Verpflegung, im Verborgenen ausgeübt werden, und gefährlich seyn konnte.

Ein geschwindes Hilfsmittel wider die Melancholie eines Frauenzimmers,

so vor einiger Zeit entdeckt wurde, hat zugleich die Quellen verschiedener Krankheiten dieses schwachen Geschlechts kennen gelernt. Eine alte Jungfer hatte viele Jahre vergebens auf einen Mann gewartet. Sie besaß ein ansehnliches Vermögen; aber hiebei wurde ihr die Zeit zu lange. Ihre Einbildungskraft wurde endlich, gleichwie sie in dem Frühling ihrer Jugend voll stolzer Hoffnung gewesen, also nun in dem Herbst ihrer Jahren, da überall die Farben verwelkten, mit Ungedult und Furcht erfüllt. Die Verzweiflung stürzte sie endlich in eine Melancholie, die ihr in den Kopf setzte, sie müsse in vierzehn Tagen sterben. Mit diesen Gedanken beschäftigt, gab sie selbst dem Todtengräber Befehl, ihr ein schönes und tiefes Grab zu machen. Dieser, über einen so außerordentlichen Befehl erstaunt, erzählte diese Neuigkeit allenthalben, wo er hinkame. Das schnelle Gerücht floge bald mit dieser Nachricht durch alle Winkel der Stadt, und vermehrte sie durch neue Umstände. Die Neugierigkeit, eine Jungfer zu sehen, die sich zum Grabe bereitete, führte endlich einen jungen Officier herbei; dieser, ohne zeitliche Güter, hatte von ihrem Vermögen gehört. Er siengte daher an, von der Ehe zu reden: vielleicht in Hoffnung, ihrer eigenen Erwartung zufolge, sich bald als Erbe und allein Meister zu sehen. Sein Antrag wurde ohne Bedenken angenommen, und, um denen gesürchteten vierzehn Tagen vorzukommen, beschleunigten sie durch einige Geschenke die Erlaubniß der Hochzeit. Sie eilten zur Kirche; und als sie über den Kirchhof giengen, traf die Braut an dem Weg ihren ehrlichen Todtengräber an, der ob der Arbeit des für sie zu machenden Grabes schwitzte. Aber die Gedanken des Grabs waren schon mit der Melancholie verschwunden. Sie zahlte ihm daher alsobald seinen Lohn dreifach. Wie man sagt, so war ein Theil für das gemachte Grab, ein Theil, um es wieder zuzufüllen, der dritte, um geschwind, und vor allem aus, zu dem Priester hinzugehen, und ihn zur Einsegnung in die Kirchen zu rufen.

Ein unerwarteter Trost

ist gewöhnlich das beste Mittel wider die Melancholie. Ein Jüngling bestätigte dieses vor nicht gar langer Zeit gleichfalls durch sein Beispiel. Durch seinen Geschmat an allen Arten von Lust-

barkeiten, hatte er bereits ein beträchtliches Vermögen bis auf einen kleinen Ueberrest durchgebracht. Da er bereits dem Mangel entgegen sahe, so geriethe er oft auf ernsthafte Gedanken. Unter andern kamen ihm oft die Ermahnungen seiner sel. Mutter in Sinn, die, weil sie die Folgen seiner Ausschweifungen vorausgesehen, ihn oft auf die Bibel gewiesen, mit der Versicherung, er werde zur Zeit der Noth darinn allein seinen Trost finden. Seit dem Tod seiner lieben Mutter hatte er dieses alte Buch in einem Winkel ruhig stehen lassen. Nunmehr aber nahm er dasselbe zur Hand, um den verheissenen Trost darinn zu suchen; kaum schlug er es auf, so fand er den gesuchten Trost in zweyen Gültbriefen, jeden von 10,000 Franken, die ihm seine Mutter, als eine Hilfsquelle in der vorausgesehenen Noth, daselbst bereitet hatte. Voll Zufriedenheit über diese Entdeckung, gab er den Lehren seiner sel. Mutter nun vollkommenen Beyfall, und setzte die Bibel wieder in ihre vorige Ruhe.

Der Ursprung der Cardinäle, und die Beschaffenheit dieser geistlichen Würde

scheint hier eine kurze Nachricht zu verdienen, weil sie diejenigen Personen sind, welche das wichtige Vorrecht an sich gebracht haben, das Oberhaupt der römischen Kirchen zu wählen.

In den ältesten Zeiten wurden Cardinäle, oder Cardinal-Priester diejenigen Pfarrherren der bischöflichen Städten geheissen, welche, vermöge ihres Amtes, verbunden waren, dem Bischof beizustehen, wann er den Abend vor dem grünen Donnerstag das Salböl weihete, desgleichen am Abend vor dem Ofter- und Pfingstfest, wann er feyerlich die Taufsteine segnete. Der Bischof von Rom hatte unter seiner Autorität verschiedene solche Cardinäle, welche die besondern Pfarrkirchen dieser grossen Stadt besorgten, und ihre Namen von den Kirchen her hatten, die ihrer Sorge anvertrauet wurden.

In den ersten Zeiten waren also diese Pfarrerherren Roms nichts anders, als die Rathgeber und vornemsten Erwähler der Bischöffe dieser Stadt, in Ansehen bey der Kirchen, aber ohne einigen überhabenden Reichthum, und folglich ohne weltlichen und eiteln Schimmer, so lange die Kirche unter dem Druck seufzete.

Nachdem aber der christliche Glaube die herrschende Religion des römischen Reichs geworden, so fiengen die römischen Bischöffe nach und nach an, sich die höchste Gewalt in der Kirchen anzumassen, und ihr Ansehen wuchse, nach der politischen Gewohnheit der Welt, durch verschiedene Mißbräuche, zu seinem obersten Gipfel; die Erhöhung des Haupts zog auch die Erhöhung seiner Råthen, als eine nothwendige Folge nach sich, und diese fanden ihr Interesse darinn, den Glanz und die Macht, zu welcher die römische Hierarchie unter der Begünstigung der unwissenden Frohsinnlichkeit der mittlern Jahrhunderten empor gestiegen ware, zu erhalten.

Bis in das zehnte Jahrhundert sind keine Bischöffe auf den Kirchen-Versammlungen erschienen. Nachher fanden sie sich zwar auf denselben ein; sie folgten aber im Rang den Bischöffen nach, bis daß im fünfzehnten Jahrhundert Papst Eugenius der vierte eine Verordnung machte, daß die Cardinäle den Vorgang vor den Bischöffen haben sollten.

Das Recht, den Papst zu erwählen, scheinen sie von dem seelsten Jahrhundert her geübet zu haben. Anfangs war war es, so wie die meisten Rechte der Welt, eine bloße Uebung; bald aber erwuchse es durch verschiedne Bestätigungen, zu einem gegründeten Recht. Papst Nikolaus der zwente, machte im Jahr 1059 nach andern auf der lateranischen Kirchen-Vers-

ammlung, eine Verordnung: „Daß, wofern einer ohne Bestimmung und Einwilligung der Cardinäle und der Geistlichkeit, sich auf den Stuhl des heil. Petrus setzen wurde, so sollten diese das Recht haben, ihn mit dem Bann zu belegen.“ Hundert Jahre hernach wurde ihnen diese Macht durch eine Bulle Alexanders III, mit Ausschließung der übrigen römischen Geistlichkeit ertheilt. Endlich führte Bonifacius VIII, der zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts den heil. Stuhl auf den Gipfel der menschlichen Hoheit gebracht, mit gleicher Hand auch diejenigen auf die höchste Stufe der Ehren, welche die vornemste Stütze dieser geistlichen Regierung sind.

Das Volk muß überall in der Welt, durch einen äußerlichen Glanz geblendet werden. Was nicht in die Augen leuchtet, giltet nichts. Man fand daher nothwendig, auch den Cardinälen unterschiedliche Zeichen des Vorzugs zu gewähren. Auf der Kirchen-Versammlung zu Lion, welche Anno 1245, in Gegenwart des griechischen Kaisers Balduins, und des heil. König Ludwigs aus Frankreich, gehalten worden, bewilligte ihnen Innocentius IV, den rothen Hut als ein Zeichen des Vorzugs. Er lebte damals im Streit mit Kaiser Friedrich II, und suchte die Cardinäle durch diese Ehrenbezeugungen sich verbunden zu machen. Bonifacius der VIII, that im Jahr 1295 die Robe von Purpur hinzu, und Paulus II, befahle im Jahr 1464, daß sie die Barrete, oder die rothe Mütze als ein Zeichen ihrer Ergebenheit, gegen den heil. Stuhl tragen sollten.

Da die Cardinäle in den ersten Zeiten nur die vornemsten Priester der Kirchspiele waren, so richtete sich ihre Anzahl nach

der Zahl der Kirchen, an die sie gebunden waren. Als Innocentius der IV., erwählt wurde, waren nur 9 Cardinäle. Auf der Kirchen-Versammlung zu Costanz wurde ihre Zahl auf 34 gesetzt. Pabst Sixtus IV., ohne auf diese Dekret zu achten, ernannte 53; und Leo X., vermehrte ihre Anzahl auf 65. Endlich wurde dieselbe von Pabst Sixtus V., auf 70 bestimmt, nemlich 6 Bischöffe, 50 Priester, und 14 Diakonen. Die 6 Cardinal Bischöffe machten vor der Regierung Alexander's III., keinen Theil des heil. Collegii aus, und man berief sie nur, um die Bischöffe zu Rom einzuweihe. Von diesem Pabst aber wurden sie in der Mitte des zwölften Jahrhunderts in dasselbe aufgenommen.

Die Cardinäle haben nicht alle gleiche Einkünften. Der bloße Cardinals-Titel gibt einem nichts. Man hat daher in den alten Zeiten oft gesehen, daß Cardinäle ihre Würde für ein Bischthum aufgegeben. Ausser den 6 ordentlichen Cardinal-Bischöffen, von denen oben geredt, haben die übrigen Cardinäle, wann sie schon Bischöffe sind, den Rang nur unter den Priestern und Diakonen.

Um dem Leser einiger massen begreiflich zu machen, was bei Erwählung der Pabsten vorgehe, wollen wir hier

die Beschreibung des Conclave

beifügen. Die Stiftung desselben fällt ungefehr 500 Jahre zurük. Auf der Kirchen-Versammlung zu Lion, welche im Jahr 1174, unter der Regierung Pabsts Gregorius X gehalten worden, ward es gestiftet, und seine Geseze und Vorschriften gemacht. Und obgleich Pabst Johannes XXI., einige Jahre nachher diese Verordnung wlderrufte, so ward sie den-

noch bald wieder von dem Pabst Celestinus V erneuert, und von Bonifacius, dem VIII bestätigt. So waren selbst die unbetriebliehen Pabste nicht einig.

Das Conclave nimt einen Theil des Vatikans ein, eines grossen und sehr schönen Ballasts, der an die Gallerie der St. Peters Kirchen stösst. Der Länge des ersten Appartements und den bedekten Gängen nach, die es in sich schliesst, sind verschiedene grosse Säle, welche man durch Umfassungen von blossen Brettern absondert. Den Raum dieser Umfassungen heisset man Zellen, deren jede aus verschiedenen kleinen Cabinets bestehet. Ein jeder Cardinal hat für sich und seine Conclavisten eine solche Zelle. Sein Wohnzimmer darinn ist nicht grösser, als daß ein Bett, 5 oder 6 Sessel samt einem Tisch darinn Platz finde. Die nächstfolgende Abtheilung, wie auch eine Kammer obenauf sind für die Conclavisten bestimmt. An der Seite sind zwey andere kleine Gemächer, deren eines statt einer Capelle dienet, wo der Cardinal die Messe liest; in dem andern speisset er samt seinen Conclavisten. Die Cardinäle müssen sich hier auf ihre Unkosten erhalten. Ausser den Zellen, unter den bedekten Gängen des Vatikans, gibet man einem jeden einen verborgenen Ort ein, um ihre Speiskammer und Küchen dahin zu machen.

Ehe das Conclave eröffnet wird, seyret man die Messe des heiligen Geists, nach welcher die Cardinäle sich singend in ihre Zellen begeben. In den ersten Tagen werden denen Ambassadoren und andern grossen Herren gestattet, die Cardinäle in dem Conclave zu sehen. So bald aber diese wieder heraus sind, werden Thüren und Fenster zugemauert. Nur ein einziges Gitter bleibt offen, dadurch ein schwaches Licht

Recht

A. Dec
E
nd
B
H.

Rechter Abriß des Conclave, und Erwählung des Pabsts Clemens XIV.



A. Begehung der Messe des heil. Geists. B. Zellen der Cardinäle. C. Der Ceremonienmeister mit die Erinnerung mit seinem Glöcklein. D. Das eingefasste kleine Fenster des Conclave. E. Die Cardinäle in der Sixtinischen Capelle für die Stimmen zu machen. F. Der Tisch, auf welchem die zwei Becken voll Wahlzettel stehen. G. Die Cardinäle entziehen sich aus Ehrerbietung nach der Wahl. H. Der heil. Vater gibt seine Einwilligung zur Wahl.

Necht in das Conclave fällt, um es zu beleuchten.

Inwendig in dem Conclave hat die Schweizergarde, welche die Pforte des Vatikans bewachet, Tag und Nacht über eine Wacht, welche Sorg traget, alle Oeffnungen des bedekten Gangs zu vermachern, der gegen den St. Peters Platz ist. Auf diesem Platz sind zwey Wachten, die einte bestehet aus 4 oder 5 Compagnien, die unter dem Commando des Marschalls der heil. Kirchen stehen. Dieser Officier hat während der Zeit, da der heil. Stuhl ledig stehet, das Recht in dem Vatikan zu wohnen, und zwar an der Seiten des Prälat's, der Gubernator des Conclave ist. Die andere Compagnie bestehet aus Soldaten, die zur Sicherheit des Conclave angeworben worden, um welches rings herum Schiltwachten gestellt sind. Bey der Hauptpforten sind die Schiltwachten verstärkt, weil daselbst die vier runden Begitter sind, durch welche die Personen von innen sich mit denen von aussen mündlich unterreden können. Um den Ambassadoren Audienz zu erteilen, ist an der Seiten der grossen Pforten ein besonderes Guckfenster gemacht.

Kein Cardinal kan aus dem Conclave herausgehen, ohne seine Wahlstimme zu verlieren. Diejenigen, so zu Rom sind, und nicht in den drey ersten Tagen, nach Eröffnung des Conclave, hineingehen, werden nach deren Verfließung nicht mehr hineingelassen. Die, so von fremden Orten her späther zu Rom ankommen, haben gleichfalls 3 Tage Zeit. Zu einer bestimmten Stund kan man mit den Cardinälen, und mit jederman, der in dem Conclave ist, reden. Doch darf dieses allein in Gegenwart der Garde, mit lauter Stim-

me, in itallänischer oder lateinischer Sprache geschehen, damit es jederman verstehe.

Jeden Morgen um 6 Uhr, gleichwie auch Nachmittags um 2 Uhr gehet ein Cerimonienmeister in dem Conclave herum, läutet mit einem Glöcklein, und ruffet die Cardinäle mit den Worten zur Versammlung: Ad Capellam Domini. Diese Capelle des Sixtus ist überall in ihrem Umfang mit einer grossen grünen Tütle bedekt. Mitten darinn stehet ein langer Tisch, auf dessen beyden Enden zwey Beken gestellt sind, in welchen die Wahlzedlen für das Scrutinium liegen. Die Stize, auf welchen sich die Cardinäle zu beyden Seiten niederlassen, sind gleichfalls mit grünem Tuch überzogen. Vor jedem Sitz ist ein Pult mit dem Waapen des Cardinals, der daselbst sitzt.

Es sind überhaupt vier Wahlarten bekannt. Die erste, da die Cardinäle durch ein Compromiß übereinkommen, setzen aus ihnen die Wahl zu überlassen, hat in dem dreyzehnten Jahrhundert Platz gefunden, da nach einem fast dreyjährigen Streitt, Gregorius X, aus dem Haus Visconti, auf den Thron erhoben worden. Die andere geschieht durch die Inspiration, da zwey Drittheile des in dem Conclave versammelten Collegii, gleichsam als durch eine Eingebung Gottes getrieben, mit einander kommen, sich zu den Füßen desjenigen niederzuwerffen, den sie für das Haupt der Kirchen erkennen wollen; beyde diese Wahlarten sind durch Beobachtung verschiedener Unordnungen, die sich dabey ereignen, heutzutag aus der Übung gekommen. Die dritte und gewöhnlichste ist das Scrutinium, eine Wahl, die durch eine ordentliche Sammlung der Stimmen geschieht; da derjenige erhoben wird, auf

auf welchen zwey Drittheile der Stimmen sich vereinigen. Hier sind stets drey Personen bestimmt, die Wahlstimmen zu sammeln. Drey andere, um dieselben zu durchsuchen. Endlich drey Krankenwärter, welche bey den kranken Cardinälen ihre Wählungs-Billets in ihren Zellen abholen. Die vierte findet erst statt, wann man durch das Scrutinium nicht eintig werden kan. Alsdann treten die Häupter der verschiedenen Parthien zusammen, und vereinigen sich, auf des einten oder andern Seiten zu treten, um die erforderliche Anzahl der zwey Drittel Stimmen auszumachen.

Ein jeder Cardinal kan zwey Personen mit sich in das Conclave nehmen, die ihm entweder in seiner Einsamkeit zur Gesellschaft, oder zur Hülff und Beystand dienen. Sie dürfen aber nicht allzu nahe verwandt mit ihm seyn. So bald die Samler der Wahlstimmen die erforderliche Anzahl derselben gefunden haben, so ruffet einer derselben denjenigen mit lauter Stimme zum Papst aus, auf welchen sie gefallen, und die übrigen Cardinäle, aus Respekt für seinen nunmehr höhern Rang, gehen von seiner Seiten, um dadurch zu bezeugen, daß sie ihm nun nicht mehr gleich seyen.

Die Könige, die Königen in Frankreich und Spanien aber haben bey einer solchen Wahl das Recht, denjenigen Cardinal auszuschließen, der Ihnen nicht annehmlich ist.

In dem Conclave pflegen sich oft artige Begebenheiten zu ereignen, die, wie bey wichtigen und geheimen Verhandlungen gewöhnlich geschieht, durch eine unzeitige Neugierigkeit veranlasset werden. Das

festgehaltene Conclave wisset uns hieton gleichfalls einige Beispiele auf. Unter diese gehöret

Die bestrafte Neugier!

des Conclavisten, des Cardinals Rossi, welcher sich unterstanden, an der Zelle des Hrn. Cardinal von Bernis zu hochen. Diese unanständige Verwegenheit wurde bemerkt. Der neugierige Conclavist wurde von den Personen, welche der Cardinal von Bernis mit sich in das Conclave genommen, erwischt, und mußte seine Neugier mit einer guten Tracht Schläge abbüßen.

Eine gewisse Prinzessin hatte bey einer gleichen Unternehmung besseres Glück, dann sie fandte Mittel, die Schweizerwache des Conclave zu betrogen, und drange bis in einen kleinen Hof durch, wo sie mit dem Cardinal, ihrem Onkel sprechen konnte. Aber eine Herzogin, die eben diesen Schritt wagen wolte, um sich mit dem Cardinal, ihrem Bruder zu unterhalten, wurde übel empfangen. Die Schweizerwache entdeckte den Betrug, fiel über sie her, und trieb sie unfreundlich zurük. Ihr Bruder, der Cardinal, wolte die Schweizerwache wegen dieser unhöflichen Beschimpfung, zur Strafe ziehen lassen. Aber er hatte die Mehrheit der Stimmen nicht für sich. Das heil. Collegium billigte die Aufführung der Schweizer, und schärfte ihnen ernstlich ein, sich zu widersetzen, und wenn es nöthig wäre, Gewalt gegen einen jeden zu gebrauchen, der hinein kommen wolte. Hierbey wurde zugleich allen Personen vom andern Geschlecht verboten, sich in Zukunft dem Conclave zu nähern.

Die Wahl eines neuen Pabsts

gieng erst den 19ten März vor sich, nach dem zwey Factionen, die elementinische und benedictinische, von den Anhängern der zwey letzt verstorbenen Pabsten, lange Zeit das Conclave getheilt hatten, und der Cardinal Stoppani, den man sonst zu Rom für den Würdigsten gehalten, den heil. Stuhl zu besteigen, wie auch der Cardinal Bozzobonelli, selbst das heil. Collegium gebeten hatten, sie nicht mehr in die Wahl zu schlagen. Sechs und vierzig Cardinäle waren in dem Conclave versammelt, und Fra. Lorenzo Ganganelli wurde mit 45 Stimmen zum Oberhaupt der Kirchen erhoben. Gleich nach seiner Erwählung nahm er den Namen Clemens XIV an. Er wurde den 3ten Weinmonat 1705, zu St. Archangelo, in dem Kirchspiel Rimini geböhren. Sein Vater war ein berühmter Chirurgus, und hatte einen gleichen grossen Ruf in der Arzneykunst. Er selbst war ein Ordens-Geistlicher, von dem Orden der Franziscaner, genannt Minoriten Conventualen. Seine seltenen Eigenschaften und grosse Gelehrsamkeit bahnten ihm den Weg zum römischen Purpur, da er im Jahr 1759 von seinem Vorfahrer, Clemens XIII, zum Cardinal erwählt wurde. Endlich erhoben ihn, nicht, wie sonst gewöhnlich, die hohe Geburt, sondern seine Verdienste allein zur höchsten Würde in der Kirchen. Ganz Rom zeigte die angenehmsten Empfindungen einer ungeheuchelten Freude, und alle catholischen Mächten billigten diese Wahl.

Die Krönung des Pabsts

erfolgte Sonntags den 4ten Brachmonat mit den gewöhnlichen Ceremonien. Frühe

Morgens wurden die päpstlichen Hausruppen, das ist, die schwere und leichte Reuteren, wie auch die Fußgänger, auf dem Petersplatz aufgeführt, und in Parade gestellt. Seine päpstliche Heiligkeit wurden in einem weissen Unterkleid und einem rothen kurzen Oberkleid, so die gewöhnliche Tracht ist, in einem Tragsessel in die grosse Kammer, della Falda genannt, aus dero Wohnzimmern übergetragen. Der Stadt-Magistrat, die römischen Fürsten, ein zahlreicher Adel, die gesamte Prälatur und seine eigene Hausbedienten traten voraus. Die Ceremonienmeister bekleideten daselbst seine Heiligkeit mit dem Königsrock, der die kleine Falda geheissen wird. Von dannen begaben sie sich in einen grossen Saal, wo Sie, in einem Kreis der Cardinälen mit rothen Kappen, der Prälaten und Officiers mit verschiedenen Kleidungen, vollkommen ausgeschmückt wurden. Ein Prälat präsentierte hierauf Sr. Heiligkeit das silberne Kreuz kniend, und nachdem es Dieselben gewöhnlicher massen begrüßet, trägt es der Prälat durch verschiedene Säle in die Gallerie. Vor dem Kreuz ziehen in gewöhnlicher Ordnung die päpstlichen Stallbeamten, der Fiscal von Rom, die Consistorial-Advokaten &c. in blauer Kleidung, die geheimen Kapellanen und viel andere in rothen und andern gewöhnlichen Ceremonienkleidern her. Nach ihnen wurde die Bischofsmütze von einem geheimen Kapellan getragen. Unmittelbar nach dem Kreuz folgten die Hrn. Cardinäle paarweise in ihrem Rang. Diesen traten der Magistrat von Rom nebst dem übrigen Adel nach. Hierauf kam der Pabst, zwischen zwey Cardinälen, die den Saum seines Mantels trugen. Auf beyden Seiten stuhnten die päpstliche Kolbenträger, die Schweizerwache, die Helle.

Hellebardiers, und dann die Officiers derselben.

So bald der Pabst in der Sala Ducale angelanget, setzte er sich in einen prächtigen Tragsessel, welcher von päpstlichen Bedienten, in rothen Casques, auf die Schulter gehoben, und in die Gallerie von St. Peter getragen wurde. Daselbst ist eine Loge mit einem Thron, wo sich der Pabst alsobald niedergelassen, von dem Cardinal-Erzpriester dieser Kirchen ein Glückwünschungs-Compliment empfieng, und die anwesende Geistliche zum Fußfall ließe. Hierauf wurde er in die Kirche getragen, woselbst er vor dem Altar des allerheiligsten Sacraments kniend bätete. Auf dem Thron in der clementinischen Capelle nahm er von dem ganzen heiligen Collegium die Huldigung ab. Nach Verrichtung verschiedener Ceremonien und Gebäthen, wurde er vor den Hochaltar getragen, woselbst er mitten unter den Cardinalen die Messe zu lesen anfieng. Nach deren Vollendung wurde er auf eine offene, gegen den Petersplatz herausgehende Gallerie getragen, bestieg einen zur Aussicht des ganzen Volks erhabenen Stuhl. Der zwente Cardinal-Diaconus nahm ihm hierauf die Bischofsmütze von dem Haupt, und der erste Cardinal-Diaconus, Alexander Albani, setzte an deren statt eine mit vielen Juwelen und Perlen kostbar ausgeschmückte dreifache Krone. Der gekrönte Pabst segnete hierauf das auf dem Platz versammelte unzählige Volk, und die Diaconi verkündigten einen vollkommenen Ablass für alle diejenigen, so dieser Feyerlichkeit persönlich beigewohnt.

Die Regierung des neuen Pabsts
wird von jederman gerühmet. Seine Ensigkeit und großmüthige Denkensart, wo-

von bereits viele Proben gegeben, verdienen insbesondere ein allgemeines Lob. Aber die Gesellschaft der Jesuiten, zu deren Aufhebung er in der berühmten Congregation, die zu Ende des 1767ten Jahrs deswegen gehalten worden, auch seine Stimme gegeben, hat wenig Ursache, sich wegen seiner Erhöhung Glück zu wünschen. Der General dieses Ordens, so viele Mühe er sich auch gegeben, hat keine Verhör von seiner päpstlichen Heiligkeit erlangen können. So oft er sich angemeldet, war die Antwort: „Seine Heiligkeit seyen „dergestalten mit wichtigen Geschäften be- „laden, daß dieselbe alle Ihre Zeit erforder- „ten. Sollte es aber geschehen, daß „Ihnen solche vorkämen, welche Sie nö- „thig fänden dem Generalen zu eröffnen, „und seine Meinung darüber zu vernem- „men, so wolten Sie ihne berufen lassen, „wann es Zeit seyn würde.“ Inzwi- „schen lassen die bourbonischen Höfe nicht nach, die Aufhebung des Ordens, aus wichtigen und dringenden Ursachen, zu betreiben. Alle Anfänge sind gut.

Die Reisen des römischen Kaisers

die Er in letztverwichenem Sommer nach Italien, und hierauf in Schlessen gemacht, haben um so vielmehr die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich gezogen, je seltener es ist, Monarchen reisen zu sehen. Den 2ten März reiseten Ihre Majestät von Wien ab, und langten den 14ten ganz incognito, ohne von der Garde erkannt zu werden, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein zu Rom an. Nicht Eitelkeit oder Ergötzungen, sondern die edelste Absicht, durch Beobachtungen der Welt, seine Fähigkeiten und Kenntnisse zu erweitern, waren der Grund dieser Reisen. Das Gefolg war klein, und bestehende nur aus etlichen Cavaliers, und einer mäßigen Anzahl Bedienten. Nach seiner Ankunft erhob sich der Kaiser in den Pallast Medici, und überraschten Se. königl. Hoheit, den Großherzog von Toscana, seinen Bruder auf die angenehmste Weise. Seine Gegenwart wurde

wurde bald bekannt. Wo Er hingienge, folgten ihm viele tausend nach, die die Lust mit frohem Zurufen: Es lebe der Kaiser L. erfüllten. Man machte Anstalten zu Ehrenbezeugungen, aber diese suchte er nicht, und bate sie ab. Er gieng in Gesellschaft seines Bruders aller Orten hin, um alles zu beobachten. Es war um die Erwählung eines neuen Pabsts zu thun, und die meisten Cardinäle waren bereits in dem Conclave versammelt. Er begab sich daher nach der Hauptkirche von St. Peter, machte dem Prinzen Ghigi, Marschallen des Conclave, einen Besuch, und gabe zu verstehen, daß er das Conclave sehen möchte. Dieser gab alsobald den Cardinälen Nachricht hievon, welche auch sogleich einwilligten. Als er in das Conclave trate, wolte er den Deanen von der Seiten thun. Aber der Cardinal Stoppani, der auf alle Bewegungen aufmerksam war, bate inständig, den Deanen an der Seiten zu lassen, indem solches dem Reichthum der Kirchen sehr wol anstehe. Der Cardinal Albani, ein Herr von 77 Jahren, vergoß bey dem Anblick dieses Monarchen Freudenthränen, führte ihn in seine Zelle, wo er sich mit demselben ganz alleine über eine halbe Stunde unterhielt. Bey seinem Ausgang wurde er von allen übrigen Cardinälen bewillkommen. Der Cardinal Neronico nahm hier Gelegenheit, Sr. Majestät zu sagen: „Daß die Kaiserin allezeit Stützen und Beschützer der Kirchen gewesen, und daß er von Sr. Majestät ein gleiches erwarte.“ Worauf der Kaiser erwiderte: „Ich bin so wenig abgeneigt, als meine Vorfahren. Allein sie wurden darum gebührend ersucht, und ihr Rath begehrt und befolget.“ Der Kaiser bliebe noch einige Tage zu Rom, und bemerkte alle geheimen Triebfedern der bey der Pabstwahl beschäftigten Politik. Während seinem Aufenthalt daselbst hatte er seinem Thürhüter den Befehl erteilt, alle Bittschriften der armen und dürftigen Leuten abzunehmen, denen er auch für große Summen Almosen zufließen ließe.

Von Rom gieng die Reis nach Neapolis. Hier nahmen Ihre Majestät die Wohnung in dem Haus ihres Botschafters, des Hrn. Grafen von Kauniz, besuchten die königl. Gärten, nahmen die Alterthümer, die Statuen, Gemählde, und alle schönen Denkmähler der Kunst in Augenschein, und hatten dabey stets die gelehrtesten Kenner der Alterthümer in Ihrer Gesellschaft. Nach ungefehr zehn Tagen verreisete dieser Monarch nach Florenz, von da nach Turin, und

endlich über Meyland und Venedig zurück. Allenthalben gabe er Proben von seinem feinen Geschmak, und grossen Neigung zu Künsten und Wissenschaften. Allenthalben gewann er die Herzen durch sein edles und einnehmendes Wesen.

Aber die wichtigste Reise, von welcher man sich am meisten Gutes verspricht, ist die, welche dieser Monarch im Augstmonat nach Reise gethan. Es war daselbst ein Campement von 30,000 Mann der auserlesensten preussischen Truppen. Der König selbst hatte sich bereits dahin erhoben, und Ihre Kaiserl. Majestät kamen den 27 Augstmonat, unter gleichem Namen eines Grafen von Falkenstein, in Gesellschaft der Grafen von Lasen und London daselbst an. Sie begaben sich geraden Wegs zu Ihre königl. Majestät, welche, so bald sie die Ankunft des Kaisers vernommen, demselben entgegen eilten, und ihn bereits auf der Stegen fanden. Hier empfingen Sie einander mit der zärtlichsten Umarmung. Der König führte den Kaiser mit der Hand in das Zimner. Beide Monarchen unterhielten sich eine geraume Zeit, in Beseyn der königl. Familien. Hierauf begaben sie sich in das Cabinet, wo sie sich eine Stunde lang mit einander besprachen. Als Sie herauskamen, hatte der Kaiser seinen Arm um des Königs Hals geschlungen.

Am folgenden Morgen begaben sich beyde Monarchen aus der Stadt, um die Manduvres der bey Reise versammelten Regimenter zu sehen, welches den 27ten und 28ten geschah. Nach deren Beendigung nahm der Kaiser auf das zärtlichste Abscheid. Niemal hatte er die rechte Hand annehmen wollen, sondern dieselbe allezeit dem König gegeben. Alle Anwesende wurden durch die Zärtlichkeit und das Vergnügen beyder Monarchen gerührt, die durch ihre erhabene Eigenschaften die Zierde und Bewunderung unsers Jahrhunderts sind.

Von Reise begab sich der Kaiser in das Lager bey Collin, allwo 9 Regimenter zu Fuß campierten. Nichts wurde hier so sehr bewundert, als die Herablassung, mit welcher dieser liebenswürdige Fürst auch dem geringsten seiner Unterthanen begegnete. Bey Kornhaus hoben Se. Majestät einem Baur, bey dem sie logierten, und dessen Frau dieselbe Nacht in das Kindbett gekommen, dessen Kind aus eigener Bewegung aus der Lauffe, beschenkten den Vater mit 100 Ducaten, und versprachen für das Kind zu sorgen.

Das Beispiel eines solchen fürstlichen Herzens, voll Menschenliebe und Großmuth, beschämt den Stolz

Stolz, womit so viele Niedrige, ohne Verdienste, sich über ihres gleichen erheben.

Unter andern politischen Begebenheiten, die ein größeres Aufsehen gemacht, ist

Die Zwistigkeit zwischen dem französischen und russischen Gesandten

welche letzthin in Enaelland, an dem Geburtstag des Königs, bey dem Ball zu St. James vorgefallen. Von den ersten Quellen derselben gibt uns ein englisches Schreiben folgende Nachricht:

„Die russische Kaiserin trachtete seit einiger Zeit, sich einen Vorzug vor andern Prinzen Europens zuzueignen, und suchte daher an ihrem Hof ein Ceremoniel einzuführen, das in dieser Absicht ausdrücklicher und bedeutsamer wäre, als man es bey andern Höfen fände. Sie setzte sich demnach vor, eine Unterwerfung von den zu Petersburg residierenden Ministern zu erhalten, welche gewisser massen eine Infe-riorität ihrer Herren gegen sie erzeugte. Und da eine glückliche Wahl des Gegenstands, an welchem alle dergleichen Vorhaben zuerst versucht werden, sehr vieles zu ihrer Erfüllung beiträgt, so hatte die britische Gesandtschaft die Ehre, bey dieser Gelegenheit zu einem berühmten Beispiel aufzuföhren zu werden. Dem zufolge gesandten dahin, sich bey der Czarin einführen zu lassen, und ihr die Hand zu küssen.

„Diese bis dahin unbekannte Unterwerfung sahen alle andern Ministers als eine Erniedrigung des Gesandtschafts-Charakters an, und protestierten dagegen. Ein Gesandter stellt seinen König vor, und ist den Gesetzen des Staats, wo er residirt, nicht unterworfen. Diese Neuerung kam den Höfen Deutschlands als ein Versuch vor, sich einer Unterwerfung ihrer Souverains unter die Kaiserin von Rußland, vermittelst der demüthigen Herablassung der Minister, anzumassen.

„Da dieser Vorfall allen Höfen Europens wohl bekannt war, so wurde ihre National-Ehre in Bewegung gesetzt, und Sie entschlossen sich, jedem Anspruch auf Rang sich zu widersetzen, er möchte nun von der Czarin in Person, oder von ihren Gesandten in auswärtigen Staaten versucht werden. Der französische Ambassador zu London, Graf von Chatelet, wachsam, entschlossen, und thätig die Ehre seines Monar-

chen zu behaupten, war derohalben sehr aufmerksam auf das Betragen, welches der moscowitische Gesandte in Engelland beobachten möchte. Er argwöhnete, daß von diesem Minister ein Versuch auf den Vorrang, zu Abend an des Königs Geburtstag gemacht werden möchte. Er erfuhr auch, daß er eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit in St. James Pallast erschienen sey.

Dasselbst ist in dem Aufwartungszimmer, so wie auch in dem Ballsaal, ein besonderer Sitz nächst dem König, wo sich der kaiserliche Gesandte niederzulassen pfleget; dann ihm wird, ohne Widerspruch, von allen Gesandten der erste Rang eingeräumt. Die französischen und spanischen Gesandten fordern nach ihm den ersten Rang, und der ältere in seinem Posten, nimmt unter diesen beyden den Vorrang.

„Als nun der französische Gesandte in den Ballsaal hinein trate, sahe er den Moscoviter zunächst an dem kaiserlichen Ambassador sitzen. Voll des Entschlusses, die Würde seines Herrn und seines eigenen Charakters zu behaupten, gieng er hinten an dem Moscoviter vorbei, und ergriffe die erste Gelegenheit, den, seinem Rang gebührenden Platz einzunehmen. Hierinn folgte ihm der spanische Minister nach. Der Vorgang geschah in einem Augenblick.

„Der russische Gesandte, hierüber erstaunt, sagte zu dem französischen Minister: Mein Herr! hatten sie mich diesen Platz zu geben erlaubt, so würde ich gern darcin gewilliget haben. Aber der französische Graf antwortete: Es war nicht meine Absicht, sie um diesen Platz zu ersuchen, noch ihn durch Bewilligung eines andern zu empfangen. Ich nenne ihn als mein Recht, und nach dem Gehorsam, den ich den Befehlen meines Herrn schuldig bin.

„Dieses veranlassete einigen Wortwechsel; bald aber verliesse der Russe diesen Platz, liesse sich zwischen zwey Damen nieder, und der Zank hörte eine Zeitlang auf. Nach geendeten Musiquets verliesen die Gesandten den Hof, und da sie die grosse Treppe hinabstiegen, gieng der Streit von neuem an. Der Hr. von Chatelet sagte zu dem russischen Gesandten, daß, wofern er über das Tractament, das er ihm bewiesen, empfindlich seye, so sey er bereit, ihm augenblicklich Satisfaction zu geben.

„Die Carosse des französischen Ministers war nicht bey der Hand. Er stiege daher in die Kutsche des russischen Ambassadors, der ihn

„ Begleitete, und dem Kutschner befahl, nach dem
 „ Park zu fahren. Hier wollte die Pferdewache
 „ sie nicht hineinlassen. Sie nahmen daher, nach
 „ verschiedenen Vorschlägen, den Entschluß, über
 „ die Westminster-Brücke in das freie Feld zu
 „ gehen. Als sie daselbst ankamen, fragte der rus-
 „ sische Minister den französischen: Ob er geson-
 „ nen sey, ihn persönlich zu affrontieren? Dieser
 „ antwortete, solches sey keineswegs seine Ab-
 „ sicht gewesen. Er seye aber entschlossen, bey
 „ allen Vorfällen die Würde und die Be-
 „ fehle seines Herrn zu behaupten. Nun dann,
 „ sagte der Moscoviter, dieses ist keine Sache
 „ zwischen uns beyden, sondern zwischen unsern
 „ beyderseitigen Höfen. Lasset diese sie mit ein-
 „ ander ausmachen, und ich bin satisfactioniert.

„ Er befahl hierauf dem Kutschner, nach der
 „ Wohnung des französischen Gesandten zu fah-
 „ ren, der daselbst ausliege, und der russische
 „ Minister kehrte gleichfalls nach Haus. Beyde
 „ überschrieben hierauf diese Vorfälle an ihre
 „ Höfe, und beyde wurden von ihren Höfen we-
 „ gen ihrer persönlichen Aufführung, gebilliget.
 „ In Ansehung des Vorrangs, wurde dem rus-
 „ sischen Minister geantwortet, der Hof werde sich
 „ mit Frankreich darüber erklären.

Die Gefangenehmung des russischen Gesandten zu Constantinopel

hat bey den europäischen Höfen um so viel
 mehr Aufsehen gemacht, da ein solches
 Verfahren wider das angenommene Völ-
 kerrecht streitet, nach welchem die Person
 eines Gesandten gegen niemand, als ge-
 gen seinen Souverain verantwortlich, und
 daher in fremden Staaten unverletzlich ist.
 Die Sache selbst verhält sich also: Nach-
 dem die Kaiserin verschiedene Truppen in
 Böhlen hatte einrücken lassen, wurden dem
 russisch-kaiserlichen Gesandten, Hr. Ob-
 reskow von der Pforte deswegen ver-
 schiedene Vorwürfe gemacht, und ihm
 anbefohlen, bey seinem Hof auszurufen,
 daß Böhlen von den russischen Truppen
 geraumt werde. Dieses aber geschah

nicht. Auch hatte der Gesandte keine In-
 struction von seinem Hof, zu versprechen,
 daß es geschehen werde. Nach vielen verzö-
 gernden Ausflüchten, wurde endlich den
 3ten Wintermonat 1768, Nachmittags in
 dem Serail grosser Rath gehalten, und dem
 russischen Gesandten, wegen des fort dau-
 renden Aufenthalts der russischen Truppen
 in Böhlen, viele Vorwürfe gemacht. Den
 5ten darauf liesse ihn der Großvezier zu sich
 kommen. Ihre Unterredung ware nicht
 lang, aber lebhafte. Die gewöhnliche Ehre
 wurde ihm nicht erwiesen; hingegen aber
 die Erklärung gethan: „ Die hohe Pforte
 „ wäre der vielerley Vorwendungen müde,
 „ die sein Hof anführe, um es zu ver-
 „ zögern, Böhlen zu räumen. Man ver-
 „ lange von ihm, daß er sich hierüber
 „ deutlich erkläre, und die Zeit bestimme,
 „ wenn der Aufzug geschehen solle. „ Der
 Gesandte hatte hierzu keine Vollmacht,
 und entschuldigte sich. • Man befahl ihm
 hierauf, in ein ander Zimmer zu gehen,
 und den Entschluß der Pforten daselbst zu
 erwarten. • Man gabe ohne Verzug dem
 Großherrs von allem Nachricht, und die-
 ser gabe Befehl, den Gesandten in das
 Gefängniß der sieben Thürmen zu führen.
 Vergeblich beruffte er sich auf das Völker-
 recht, das in seiner Person verletzt wurde.
 Man gabe ihm zur Antwort, man habe
 von Seiten Rußlands selbst zu einem sol-
 chen Verfahren Anlaß gegeben, da man
 in Böhlen die Bischöffe und Senateurs
 einer freyen Nation, auf ihren öffentlichen
 Versamlungsplätzen aufgehoben hätte.

So werden von gleichen Mächten Ge-
 waltthätigkeiten mit Gewaltthätigkeiten
 vergolten; aber die Schwächern bleiben
 ungerochene Opfer derselben.

Die

Die sieben Thürne zu Constantinopel.

liegen am Ende der Stadt gegen Abend. Die vier grössern stehen in einer Linie neben einander. Die zwey äussersten sind sechseckigt, die mittlern zwey aber viereckigt. Die drey übrigen stehen gegen der Stadt zu. Der mittlere hat zwölf Ecken, die zwey andern sind rund. Sie sind mit Blei bedeckt, und mit einer besondern Mauer umfangen, die wieder verschiedene kleine Thürne hat; so daß sie eine kleine Stadt vorstellen. Sie wurden unter den griechischen Kaysern durch die Römer erbauet, und sind aus Quadersteinen aufgeführt, die an Schönheit und Härte dem Marmor nicht viel nachgeben. Die Stegen darinn sind in die mehr als zehen Werkstube dicker Mauern eingehauen, und so finster, daß man ohne Fackeln oder Lanternen sich unmöglich zu finden weiß. Die Gefängnisse selbst sind entweder in die Erde gewölbt eingegraben, oder in die Mauer eingehauen, und scheinen mehr Wohnungen der wilden Thieren, als der Menschen zu seyn. Die vielen Schlösser und Riegel an den Thüren schneiden alle Hoffnung zur Flucht ab. Um dem obern Theil ist rings herum ein weiter Gang, und in dessen Mitte ein großes Zimmer, aus welchem man einen großen Theil der Stadt übersehen kan. Das Gebäude selbst ist sehr im Verfall. Im Jahr 1754 wurden vier Thürne durch ein Erdbeben sehr beschädiget, indem ein großer Theil derselben einstürzte. Der Herr Obr eskow mußte die erste Nacht seiner Gefangenschaft in einem dunkeln und feuchten Zimmer zubringen. Den andern Tag bekam er ein anders, aber nicht besseres. Doch erhielt er, auf sein Anhalten, den dritten Tag ein sauberes und trockenes, das im dritten Stokwerk ist. Den Tag

nach seiner Arretierung thate der großbritannische Minister der Pforte den Vorschlag, daß der Herr Obr eskow, in Betrachtung seiner schwachen Umstände, anstatt in den sieben Thürnen, in seinem Haus mit Arrest belegt werden möchte. Seine Bemühung aber ware fruchtlos.

Nachdem der russische Gesandte in Verhaft gesetzt, und der Krieg in dem Divan beschlossen ware, so wurde dieser Schluß der hohen Pforte durch

eine feyerliche Kriegserklärung zu Constantinopel

von dem Oberhaupt der Janitscharen unter Trompetenschall bekannt gemacht. Die Feyerlichkeiten, die bey einer solchen Gelegenheit gewöhnlich vorgehen, sind merkwürdig, und verdienen hier eine Beschreibung. So bald die Ankündigung geschehen, höret man durch die ganze Stadt von nichts anders als von Krieg sprechen, und das Volk besinget das Lob der Heldenthaten seines unüberwindlichsten Kaysers. Alle Künstler und Handwerksleute sind verbunden, dem Fürsten auf diesen Tag einige Geschenke zu machen. Des folgenden Tags wird nicht nur zu Constantinopel, sondern auch in andern Plätzen des Reichs, von den Musulmännern, die Tags zuvor dem Kaysers ihre Geschenke gebracht, eine Proceßion gehalten, welche durch die vornehmsten Gassen der Stadt in folgender Ordnung ziehet. Erstlich erscheint ein Effen di, oder Rechtsgelehrter auf einem kostbar ausgeputzten Cameel, und liest mit heller Stimme in dem Meoran. Ihm folget ein Haufen junger Leuten, die in zwischen Lobgesänge anstimmen. Nach diesen kommt ein Mann zu Fuß, gewöhnlich der größte, den man finden kan, welcher

her mit Laub bedekt ist, um so aut, als möglich, einen Landmann vorzustellen, der seinen Acker besäet. Ihne begleiten verschiedene kleine Schnitter, die ihre Häupter mit Kornähren geziert, und Sensen in den Händen haben. Hierauf folgt ein Wagen von Ochsen gezogen, auf welchem eine Windmühle steht, deren Segel abgerollet sind. Einige Müller treten aus derselben ganz mit Mehl bestäubt hervor, gleich als wenn sie vom Mahlen kämen. Diesem folget ein anderer Wagen von Büffeln gezogen, worauf ein heisser Ofen, und zwei fast nakende Menschen sich befinden, von welchen der einte beschäftigt ist, von Zeit zu Zeit das Brod aus dem Ofen zu holen, und in Stücken unter das Volk zu werfen. Die ganze sehr zahlreiche Bekerzunft folgt paarweis den Wagen nach. Alle sind auf das beste angekleidet, und tragen auf ihren Köpfen Körbe mit Brod und Zwiebak. Die zwey letzten haben jeder einen Pikelhäring nach sich, die auf das lächerlichste gekleidet sind, und das Volk durch tausenderley gemachte Zotten und Possen zum Lachen bewegen. Alsdann folgen alle Handwerksleute mit Musk. Einer jeden Classe wird ein Schild vorgetragen, der ihre Profession anzeigt. Die Kürschner sind hierbei insonders wegen einer Maschine merkwürdig, die sie mit sich führen, und so künstlich ist daß man glauben sollte, allerhand lebendige Thiere zu sehen.

Diese Proceßion ist gewöhnlich sehr zahlreich, und bestehet aus so vielen tausend Menschen, so alle die Waafen führen können. Den Zug beschliessen insgemein ei-

der Auszug des Großveziers, mit der Haupt-Armee, aus Constantinopel verzögert sich bis Ende Merzens des folgenden Jahrs. Nichts machet bey den Türken mehr Aufsehen, als die Feyerlich-

nige Freywillige, die nach der Ehre trachten, ihr Blut in den Diensten des Großherrs zu versprizen. Die meisten sind bis in die Mitte nakend. Um ihre Tapferkeit zu zeigen, verwunden sich einige mit einem Pfeil in den Arm: Andere machen sich Wunden an das Haupt und an die Schulter, so daß sie ganz mit Blut bespritzt sind, um ihren erschrecklichen Anblick zu machen. Einige sogar geben sich verschiedene Stiche mit einem Messer in die Arme, und lassen das Blut auf die Zuschauer spritzen.

Alle diese Handlungen, so unmenschlich sie scheinen, haben eine barbarische Galanterie zum Grund. Die jungen Musulmänner bilden sich ein, dem schönen Geschlecht hierdurch besonders wol zu gefallen, und machen sich eine Ehre daraus, wann sie unter den Augen ihrer verhülleten Maitressen sich die abscheulichsten Wunden in die Arme und Schultern geben. So sind die grausamsten Thorheiten in den Augen dieses ungesitteten Volks die wesentlichsten Beweisthümer von ihrem Muth und Tapferkeit.

Die Kriegs-Erklärung gegen Rußland wurde noch gleichen Jahrs durch ein Schreiben des Groß-Beziers den Conföderierten in Böhlen kund gethan, und dieselben ermahnt, mit ihren Truppen zu den Ottomanen zu stoßen, als welche die Waafen in keiner andern Absicht ergriffen hätten, als die von den Russen unterdrückte polnische Freyheit zu beschützen. Inzwischen wurden die nöthigen Kriegsvölker aus allen Provinzen des Reichs beordert, sich zu versamen, und

Reiten dieses kriegerischen Geprängs, mit welchem der Feldzug erst anfängt, recht eröffnet zu werden. Die Wichtigkeit und Selten-



A. Rechtsgelehrte und Gesetzverständige. B. Der Musti. C. Das Haupt der Emirs trägt die Fahne Mahomets. D. Die übrigen Emirs folgen der Fahne nach. E. Der Großvezier. F. Die Leibgarde. F. Die Hausbediente des Großveziers. G. Die Emirs mit ihrer gewöhnlichen Fahne. H. Der Pöbel, so die Hausthüre des Ambassadors mit Gewalt eröffnet. I. Die Tochter des Gesandten an dem Fenster. K. Eine Menge Volks, so die Raufäden aufsprengt. L. Einrichtung der vier Rädelsführer dieser Aufrühr. M. Der Großherr gibt Befehl, die vier Köpfe dieser Hingerichteten dem Gesandten zu überbringen.

Seltenheit zugleich vergrößern die Aufmerksamkeit des Volks. Der Sultan sowol, als der Großvezier richten sich bey Ausföhrung der Hauptarmee, nach einer von Alters her gebrachten Gewohnheit der Türken, welche den Anfang eines Feldzugs, so wie das End, nach den Gedächtnistagen zweyer Heiligen bestimmen, die sie zugleich mit den morgenländischen Christen feyren. Der erste heist in ihrer Sprache, Ehisir Elles, (der unssterbliche Elias) dessen Seele, ihrer Meinung nach, in den heil. Georg gefahren seyn soll. Dieser Tag fällt auf den 23ten April. Welcher Soldat sich nicht nach St. Georgs Tag auf dem Musterplatz einfindet, der verliert seinen Sold und sein Geschenk. Den zweyten nennen sie Kasim Juni, den Tag des heil. Demetrius, der auf den 26ten Weinmonat fällt. Nach diesem lehren sie von dem Feldzug nach Haus. Kein türkischer Soldat, obgleich alle das ganze Jahr hindurch den Sold genießen, ist verbunden, über diese sechs Monat lang zu dienen. Wer nach St. Demetrie Tag zu dem Ordtkasi, oder dem Feldrichter kömmt, und einen Beurlaubungs-Schein erhält, daß er diese Zeit hindurch bis auf diesen Tag getreulich gedienet habe, der kan nicht mehr gezwungen werden; es müste dann seyn, daß er um des gemeinen Besten willen, oder aus Lust und in Hoffnung der Beute, sich freiwillig dazü bequeme.

So bald derowegen der Frühling und die zu Eröffnung des Feldzugs gewöhnliche Zeit herannahete, wurden auch zu diesem feyerlichen Auszug die erforderlichen Anstalten gemacht. Der Sultan ware anfangs gesinnet, in eigener Person zu Feld zu zehen. Aber die Furcht es möchten in seiner Abwesenheit Unordnungen und Empörung entstehen, machte seine Ge-

genwart in der Hauptstadt nothwendig. Er stellte daher den Großvezier an seinen Platz. Dieser ertheilte vor seiner Abreise den fremden Gesandten und Ministern die Abschieds-Audienz, und den 27 März geschah der Aufbruch, der sowol wegen dem blendenden Pracht, als wegen den sonderbaren Ceremonien merkwürdig ist.

Vor dem Zug her giengen ihre Rechtsgelehrte und Gesezverständige in prächtiger Kleidung. Nach ihnen folgte der Muffti a), das Haupt aller Geistlichen, zu Pferd. Ihme zunächst ritt der Nabib Eschreff (der heilige Aufseher) welcher, als das Haupt der Emirs b), die Fahne Mahomets truge. Alle diese eifrige Verehrer Mahomets erfüllten die

a) Der Muffti, der oberste Patriarch der Türken, hat das größte Ansehen in dem ottomanischen Reich. Der Sultan selbst kan niemand das Leben nehmen lassen, ohne vorher seine Meinung zu vornehmen. Bey allen gerichtlichen Handlungen, insonderheit aber bey peinlichen Sachen, wird er um seine Meinung befragt. Er beschäftigt sich stets mit Auslegung des Gesezes. Er kan sich verheyrathen. Insgemein ist er grün gekleidet, an den Festtagen aber weiß. Wegen seiner Würde ist er von dem Schwerdt befreit. Dennoch ließe Sultan Murad IV, einen Muffti in einem marmornen Mördern zerstoßen, und sagte dabey: Die Köpfe, die ihre Würde von dem Schwerdt befreit, muß man mit einem Stämpfel zerstoßen.

b) Emir, heißen fürnehme Herren. Sie werden sonst Söhne des Propheten Gottes genennet. Sie führen ihr Geschlecht von der Fatime, der Schwester Mahomets her. Ehemals waren sie, wie die Leviten, zu dem Gottesdienst bestimt, und zogen einen jährlichen Sold aus der Schatzkammer. Jezo sind sie durch das ganze Reich zerstreut, und tragen, anstatt weißer, grüne Bünde auf dem Haupt. Ehemals stuhnden sie in sehr großer Achtung. Heutzutag sind in Egypten wenig Eßtreiber und Stallknechte, die nicht aus ihrem Geschlecht herkommen präntendieren, daher ist ihr Ansehen gefallen. Ihr Oberhaupt wird von dem Sultan allein erwählt, und ist wegen seinem Amt, die Fahne und Reliquien Mahomets zu bewahren, nicht geringer als der Muffti.

Lust mit Absingung verschiedener Loblieder, zur Ehre ihres Propheten, zu glücklichem Fortgang der ottomanischen Waffen, und zugleich zur Verwünschung der Christen.

Hierauf came der Großvezier, der höchste Staatsbediente nach dem Kaiser, mit allem, seinem hohen Rang zustehenden Schmuck, auf einem prächtig geziertern Pferd. Um ihn her ritt eine Leibgarde von 200 Mann, eine große Anzahl Officiers und Bediente, alle auf das prächtigste gekleidet. Ihme folgten viele Emirs nach, die mit lauter Stimme schrien: Es seye niemanden, als den wahren Muselmännern erlaubt, die Fahne Mahomets anzuschauen, deren öffentliche Vortragung unter allen Ceremonien die feyerlichste ist. Es ist dieses eine Standarte von grüner Seide, die nach dem abergläubischen Vorgeben der Türken, von dem Engel Gabriel selbst dem Prophet Mahomet gebracht worden. Nichts kommt mit der blinden Verehrung in Vergleichung, die die Türken für dieses Alterthum haben. So bald sie gewehet wird, sind alle Mahometaner verbunden, die Waafen zu ergreifen, und zu folgen. Wann der Sultan oder der Großvezier die Befehlshabung in eigener Person führen, so wird diese Standarten mit ins Feld genommen. Sie kömmt aber niemal in das Treffen. Das Haupt der Emirs hat die besondere Pflicht, sie in dem Lager zu bewahren, und wird eben daher der heilige Aufseher genennet. Wann dieser siehet, daß sich der Sieg auf der Feinde Seiten neigen will, so muß er zuerst damit davon rennen c). Die Fahne selbst ist sehr alt, und an vielen Orten

c) Die Christen glaubten, sie hätten diese Fahne vor ungefähr 80 Jahren bey Wien erbeutet; sie betrogen sich aber in ihrer Meinung. Dann es ist niemals erhört worden, daß dieselbe in der Feinde Hände gefallen wäre.

zerissen. Aus dieser Ursach läffet man sie niemal völtz fliegen, aus Furcht, der Wind möchte sie gänzlich in Stücken zerreißen. Sie bleibet um eine Lanze gewiselt, bis das Heer aus der Stadt ziehen will: Alsdann wird sie erst mit der gewöhnlichen Feyerlichkeiten zu dem Sultan gebracht. Wann das Heer in dem ersten Lager anlangt, so wird die Standarte in einen goldenen Kasten gelegt, darinn auch der Mcoran und Mahomets Kopf verwahrt werden. Hierauf ladet man den Kasten auf ein Cameel, und führet ihn vor dem Sultan, oder dem Großvezier her.

Der fanatische Religions-Eifer ist unter den Türken so viel größer, je größer die Unwissenheit, und ihre Geburt, der Aberglauben ist. Da ihr Gesez den Ungläubigen verbiethet, dieses zerrißene Heilgthum anzuschauen, so hatte diese feyerliche Ceremonie für viele Zuschauer schädliche Folgen. Viele Christen, welche die Neugier, und Unwissenheit des mahometanischen Gesezes herbegeführt hatte, wurden ein Opfer des fanatischen Eifers des Böbels, den das Zurufen ihrer bis zur Raserey schwermenden Emirs anstetete, alle Ungläubige zu vertilgen. Vergebens hatte der Großer diesen Unordnungen vorzubeugen gesucht, indem er allen, die der Armee nicht folgten, verbotte die Waafen zu tragen. Der wüthende Aberglauben hörte mehr die unmenschliche Stimme ihrer schwermenden Geistlichen, als die Befehle ihres Fürsten. Der aufgebezte Böbel drange in die Häuser, sprengte die Werkstädte und Kaufläden auf, erwürgte und tödte alle, die ihnen ihr blinder Religions-eifer, wegen einem andern Glauben, verdächtig gemacht. In Zeit von fünf Tagen, so lange die Ceremonien dauerten, wurden über 200 Personen umgebracht, und

und bey 1000 gefährlich verwundet. Mehr als 600 Armenianer, deren Leben in Gefahr ware, haben, um dasselbe zu retten, sogleich Türken werden müssen. Selbst der kaiserliche Internuncius, Herr Brunian, seine Gemahlin und Töchter, die dieser Ceremonie zuschauen wolten, waren in ihrem Hause nicht sicher. So bald der ausgelassene Pöbel sie an dem Fenster erblickte, sprengte er die Thür auf, und drang hinein. Die Hausbedienten hatten zwar dappere Gegenwehr; sie konnten aber nicht hindern, daß die älteste Tochter des Internuncius nicht gefährlich verwundet wurde.

Der Großherr, durch diese rasenden Ausschweifungen erbittert, ließe alsobald die fürnehmsten dieser Aufrührer fassen. Dem Internuncius gabe er eine Waache von Janitscharen zu seiner Sicherheit, und ließe ihm alle beliebige Genugthuung anbieten. Dieser aber wolte für sich selbst keine begehren sondern es auf den Ausspruch seines Hofes antworten lassen. Nichts destoweniger wurde eine scharfe Untersuchung angestellt, und verschiedene von den Böswichtern, und von den Emir's selbst, theils erwürgt, theils enthauptet. Die Köpfe der vier fürnehmsten Rädelsführer wurden dem Internuncius in einem Saß zugeschickt, und zugleich ein Entschuldigungs-Compliment von Seiten der Pforten, nebst kostbaren Geschenken, zum Zeichen der Hochachtung überbracht.

Die Anzahl der Janitscharen, welche bey dieser Gelegenheit von Constantinopel auszogen, bestehende in 90 Compagnien, jede von 150 Mann. Alle Obristen dieser Völker waren mit Caftans d) besetzt.

d) Der Caftan wird sonst auch Chilât geheißen, und ist ein Ehrenkleid, das in einem Oberrock von mancherley Farben bestehet, der mit

det, die der Großherr ihnen ganz vorher verehret hatte. Vor der ersten Compagnie ritten bey dem Auszug 150 Scacas oder Waasenträger her. Nächst dem Koul Kiaja, so der General-Lieutenant der Janitscharen ist, folgten hundert Obrist-Lieutenants, alle zu Pferd, jeder mit einer Lanze in der Hand, und mit einem an der Seiten der Pferdten herabhängenden Bündel Pfeile. Die Standarte des Janitscharen Aga, ware von weißem Seidenstoffe, mit Gold reich bordiert. Er selbst hatte einen kostbaren Pelz an, den der Sultan ihm gleichen Tags geschenkt hatte.

Die Anzahl aller Truppen, die von Constantinopel ausmarschirt sind, belauft sich auf 200,000 Mann. Dieser Armee folgten unjesehr 3000 Waasenschmiedennach, und die Anzahl der dabey befindlichen Constabler, beträgt unjesehr viertausend Mann. Der Marsch gieng durch Thracien nach Adrianopel, allwo sich die Sultane oft zu ihrer Ergözung, oder wann sie zu Constantinopel vor den Empörungen nicht mehr sicher sind, aufzuhalten pflegen. Die Armee kame den 1sten April daselbst an, und der Großvezier feyerte in dieser Stadt das Fest Bairam.

Die Beschreibung des Festis Bairam

scheint hier um so vielmehr einen Platz zu verdienen, da es unter allen türkischen Festen das merkwürdigste und größte, zugleich auch das fröhlichste ist. Es folgt unmittelbar auf die 30tägige Fasten Ramazan, während welcher die Tür-

goldenen und silbernen Blumen durchwirkt ist. Gewöhnlich gibt der Sultan diese Ehrenzeichen den Befiren, Paschen und hohen Bedienten, beim Antritt ihrer Amts, oder wegen wirklich geleisteter Dienste.

Türken bey Tag niemals weder essen noch trinken, auch nicht einmal Tabak vor Sonnen Untergang schmauchen. Es trifft nicht alle Jahre auf gleiche Zeit ein. Der Grund davon liegt in der Zeitrechnung der Türken. Sie zählen nach Mondsjahren, deren eines 11 Tage kürzer, als unser Sonnenjahr ist. Dann der Mond vollendet seinen Lauf in 29 Tagen, 12 Stunden, und also haben ihre Monate, wechselsweise 29 und 30 Tage. Daher kommts, daß dieses Fest in 33 Jahren alle Jahreszeiten durchwandert.

So lange die Fasten währet, verrichten die Türken dasjenige bey der Nacht, was sie sonst nur bey Tag zu thun gewohnt sind. Diese Zeit hindurch werden daher ihre Kirchthürne mit Leuchtern behenkt, so daß man bisweilen um eine einzige Kirchen etliche tausend Ampeln brennen sieht. So bald sie aber zu Ende, und der Mond an dem Himmel sich zeigt, nimmt das Fest Bairam seinen Anfang, und wird durch Abfeuerung des längst dem Canal gepflanzten groben Geschüßes kund gemacht. Sogleich werden alle Ampeln an den Thürnen ausgelöscht. Trompeten und Pfeifen werden durch alle Gassen der Stadt, und sonderlich in den vornehmen Häusern gehört, und jedermann ist von Stund an auf Ergötzung, Freude und Vergnügen bedacht. Drey Tage hinter einander, so lange das Fest dauert, werden mit Gasimable, Spiele und Gesänge angestellt. Das Frauenzimmer, das sonst bey den Türken stets eingeschlossen ist, und ohne eine alte Begleiterin, die man Kadune nennt, sich niemals sehen lassen darf, gehet zu dieser Zeit frey umher. Die Weiber besuchen ihre Eltern und Freundinnen, ohne ihre Männer zu fragen. So gar die Sultanninnen, die sonst keinentritt aus ihren prächtigen Gefängnissen, ihren Serailen thun dürfen, gehen an diesen Tagen ihre Besuche abzustatten, ohne daß sie nöthig haben, den Sultan darüber zu befragen. Die Eltern theilen ihren Kindern an diesen Tagen, gleich wie wir an dem Neujahr oder Weihnacht zu thun pflegen, Geschenke aus. Dennoch mit diesem Unterscheid, daß sie die Kinder wissen lassen, daß sie dafür den Eltern selbst, als Gutsthätern, nicht aber einem übel ersinneten Hirngespinnst, Gehorsam und Dankbarkeit schuldig sind.

Am dem zweyten Tag wird eine feyerliche Procession von dem kaiserlichen Pallast nach einer

Moschee oder Kirchen angestellt, die ein jeder Kaiser hierzu erwählen kan. Die Janitscharen stehen von der Thür des Pallasts bis zu der Moschee, auf beyden Seiten des Wegs, und machen eine sichere Gasse. Sie tragen bey dieser Feyer vorzüglich schöne Kleider, die in der kaiserlichen Cammer hierzu besonders aufgehoben, und bey solchem Gepräng nur unter die vornehmsten Leute ausgetheilt werden. Keiner von ihnen ist hier bewaafnet.

In der Procession selbst ziehen die Vornehmsten, sowol weltlichen als geistlichen Beamte zu Pferd, und prächtig gekleidet voran. Weiter zurück folgen die Soukals Baschi, Officiers der Janitscharen, welche Pfeil und Köcher führen. Gewöhnlich sind fünf und zwanzig an der Zahl. Sie tragen roth sammete Kleider, und auf dem Haupt weiße, in Gestalt des Mondes formierte Federn. Mitten unter ihnen reitet der Grobvezier auf einem stolzen Pferd, in einer weiß attlasnen, mit Gold und Silber prächtig geziereten Kleidung. Vor ihm neigen sich die in Parade stehenden Janitscharen mit halbgebogenem Leib. Nächst nach ihm werden des Kaisers Handpferdte geführt, oft bey vierzig an der Zahl; sie kommen aber nicht in einer Ordnung nach einander, sondern vor und hinten in dem Zug, bald acht, bald zehn u. s. f. Zwischen denselben aber reiten verschiedene hohe Officiers in mehreren Gliedern. Diese tragen des Kaisers mit Steinen und Perlen geschmückte Turbane vor sich auf ihren Pferdten, zur Pracht und Blendung des Volks. Einige dieser Pferdten tragen zur Seiten einen silbernen Schild, alle aber haben einen Säbel angeheftet, und sind mit kostbaren Häuten von Löwen, Tigern, Leoparden u. s. f. bedekt. Hierauf folgen bey 60 Trabanten, die auf ihren Köpfen kostbare, mit gelben Federn geschmückte Hauben tragen. In der Hand tragen sie Helleparren, die wie ein halber Mond formiert sind.

Hierauf folget gewöhnlich der Kaiser selbst, mitten unter den Hauptleuten seiner Leibwache, die mit hohen Federn geschmückt sind, so daß es das Ansehen hat, als wann der Kaiser in Federn daher getragen würde. So kostbar alles ausseheth, so übertrifft dennoch der kaiserliche Schmuck alles andere an Pracht. Wann der Sultan herbeikommt, so neigen sich die beyden

beiden Seiten stehende Janitscharen bis auf die Erden, legen die rechte Hand auf den Boden, und die Stirnen auf die Hand.

Wann der Sultan einen oder mehrere Prinzen hat, so reiten dieselben dem Vater in gleicher Pracht und Herrlichkeit nach. Diesen folgt alsdann der Seliotar Aga, der des Kaisers kostbaren Säbel, als der fürnehmste unter seinen Bedienten, trägt. Ihme zur Linken geht der Haznadar Baschi oder Zahlmeister, der unter die armen und umstehenden Zuschauer Geld auswirft. Nach ihm kommen viele vornehme kaiserliche Bediente, in prächtiger Kleidung: Die zween Oberaufseher über die Verschnittene im Serail, der Kizilir-Aga si, mit seinen schwarzen, und der Elapa Aga si, mit seinen weißen Verschnittenen, deren Oberhäupter sie sind. Der Zug wird durch eine lange Reihe geringern Bedienten beschloffen. Alle Straßen, die man bey einem solchen feyerlichen Umgang durchziehet, sind theils mit Teppichen belegt, theils mit weichem Sand bestreut, um desto sanfter marschieren zu können. Dieses jährliche Freudenfest soll keine Unbequemlichkeit haben. Die Procession aber ist in allen Theilen voll Eitelkeit und Pracht.

Wann nun alle in der bestimmten Moschee versammelt sind, so fangt der Amtspriester des Sultans, ein Imán, das Gebätt an. Die Verrichtung der Imáns überhaupt, bestehet darin, daß sie das Volk fünfmal, zu gewissen Stunden des Tags, von den Kirchtürnen in die Moscheen zum bätten rufen. Dieses geschieht durch öftere Wiederholung einiger Worten, die ein kurzes Glaubens-Bekanntniß ausmachen, und auf deutsch so viel heißen, als: „Gott ist groß. Neben Gott erkenne ich keine andere Gottheit, und gestehe, daß Mahomet ein Weissager Gottes und Prophet seye.“ Wann das Volk in der Moschee versammelt ist, so müssen sie demselben vorbätten; alle Freytage aber gewisse Sprüche aus dem Alkoran vortlesen.

Die Wissenschaft dieser türkischen Geistlichen ist überhaupt sehr gering. Sie haben keine Postillen und keine Predigtbücher, um auswendig zu lernen. Wann daher einer unter denselben so viel Geschicklichkeit besitzt, daß er öffentlich auftreten, und eine Predigt halten darf, so wird er wegen der Seltenheit einer solchen Erscheinung, als ein Wunder verehret.

Die Türken dusden, ihrem Gefeß zufolge, keine Instrumental-Musik in ihren Kirchen, und daher auch keine Glocken auf den Thürnen. Sie lassen deswegen das Volk durch menschliche Stimmen zum Gebätt rufen, welches alle Tage fünfmal geschieht. Am Freytage allein haben sie sechs Adachtsstunden. Es scheint, sie haben diesen Tag darum zum Gottesdienst erwählt, um weder mit der Juden Sabbath, noch mit der Christen Sonntag übereinzukommen.

Nachdem die Feyerlichkeiten und Ergötzungen dieses Freudenfestes zu Ende waren, und die erwarteten übrigen Kriegsvölker inzwischen zu Adrianopel, als dem Sammelplatz, zusammen gekommen, machte der Großvezier die nöthigen Anstalten zum Abmarsch gegen die polnischen Grenzen, und zu ernsthaften Verrichtungen. Nichts ist trauriger, als

Der Anblick des Schauplazes dieses blutigen Kriegs,

auf welchem die Menschen zu vielen Tausenden als Opfer einer ehrsüchtigen und eiteln Politik, abgeschlachtet werden, ohne daß die einte oder andere Parthen wirklich etwas wesentliches davon zu gewinnen hoffen kan. Ein ödes und unfruchtbares Stük Erdreich, mit Moräften, Wäldern und Dornheiden durchflochten, wo einige Horden garstiger Unmenschen herumschwerimen, und bloß Heerden verdorrter Pferde und hungeriger Ziegen anzutreffen sind; ist dessen Eroberung wol ein Gewinnst gegen die ungeheuren Unkosten des Kriegs, und gegen den Verlust so vieler tausend unschuldig Erschlagener? Weder die Russen noch die Türken fechten für ihr Vaterland. Und aller Wahrscheinlichkeit nach, werden weder die einten noch die andern große Eroberungen machen. Die benachbarten Mächten würden um ihres eigenen Interesses willen kaum geschehen lassen, daß die einten auf Unkosten der andern sich vergrößern. Man wird auf der einten Seiten nicht zugeben, daß Rußland die Moldau und Wallachen erobere. Und auf einer andern Seiten wird man gleichfalls zu verhindern suchen, daß die Türken Vobolien und roth Rußland nicht in Besiz nemmen können, wann es schon nach vielen Siegen wäre. Inzwischen schlaget das ganze Ungewitter des Kriegs über das unglückliche Voblen zusammen.

nen: Ueberall siehet man nichts als Gegenstände des Erbarmens. Die Städte werden verwüstet, die Felder verheeret; der Landmann wagt es nicht mehr zu säen; der Bürger treibt seinen Gewerbe nicht mehr. Alles verarmet. Die in feindselige Parthien zertrennte Nation hilft selbst, Greuel und Verwüstungen in alle Theile ihres Landes zu tragen, wo der Arm der ordentlichen Kriegsheeren nicht hinreicht. Die Conföderirten haben viel grössere Grausamkeiten gegen die Dissidenten, ihre Landsleute, verübet, als die Türken selbst. Alle Dörfer werden den Flammen preis gegeben. Alle Strassen sind unsicher. Man höret nichts als von Raub und Plünderungen. Es gehet kein Tag vorbey, da man nicht von erschlagenen, und auf das grausamste mißhandelten Leuten höret. Die Mütter bewäinen ihre erwürgten Söhne; die Wittwen ihre Männer; die verlassen Waisen ihre Väter. Inzwischen reißet überall Theuerung, Hunger und Mangel ein. Bey den feindlichen Armeen, die aus Mangel genügsamer Nahrung, in einem so unfruchtbaren und verödeten Land sich oft zurück ziehen müssen, herrschen tödtliche Seuchen und Krankheiten, die die Soldaten zu Hunderten hinwegraffen.

Man werffe einen Blick auf dieses jammervolle Land, wo der Fiesel triumphiret; wo die Gesetze schweigen; wo Gewalt und Unterdrückung an die Stelle der Gerechtigkeit getreten sind, und wo die schutzlose Unschuld gen Himmel wäinet: Man vergleiche damit den Zustand unsers Lands, und preise den Frieden und die Sicherheit, die wir genießen.

Unter den manigfaltigen Uebeln und Krankheiten, die unter dem menschlichen Geschlecht grosse Verheerungen anrichten, sind vielleicht

• • Die natürlichen Kinderblattern:

von den gefährlichsten, da sie unter so vielen Völkern allgemein, und nach dem Lauf der Na-

tur gleichsam unvermeidlich scheinen. Fast jedes Jahr gibt uns Beyspiele von ihren grossen Verheerungen, die sie hin und wieder in Europa anstellen. Vor zweyen Jahren sind zu Hannover von 637 Personen, die in dem ganzen Jahr gestorben sind, 600 durch die natürlichen Kinderblattern hingerast worden. Zu Braunschweig stieg die Zahl derer, so die Blattern hingerissen, auf 619, da die Zahl der Verstorbenen überhaupt, im ganzen Jahr auf 1594 sich belief. Zu Maynz war die Zahl der Todten zu Ende des Jahrs 12057, unter welchen 820 durch die Blattern umgekommen. In dem letzten Jahr wurden in dem Königreich Neapoli in Zeit von wenig Monaten, 16000 Personen durch eben diese verheerende Krankheit in das Grab gestürzt, unter welchen der grösste Theil junge Kinder gewesen. Und in der Stadt Copenhagen allein starben, laut einer genauen Berechnung, in diesem 1769ten Jahr, vom Jenner bis in den Monat May 479 Personen an dieser tödtlichen Seuche, die damals noch fortwährte.

Man hat bisdahin die Einpflanzung der Blattern, durch die Kunst, als das einzige Mittel wider ihre Verwüstungen entdeckt, und bereits in Engelland, Deutschland, Frankreich und Rußland einzuführen angefangen. Aber noch findet dieses Mittel an vielen Orten nur in vornehmen Häusern Platz, wo vermittelt einer bessern Erziehung, mehr Einsichten und Erleuchtung sind. Der auf seinen alten Gebräuchen hartnäckige Pöbel verachtet es, oder schreyet dawider. Das Vorurtheil ist stärker, als die Erfahrung, welche vor langer Zeit gewiesen, daß durch die natürlichen Blattern zehnmal mehr Menschen, als durch die künstlichen zu Grabe gehen. Die natürlichen Krankheiten überraschen uns unvermuthet und ungerüstet. Zu den künstlichen werden wir vorsichtig durch eine genaue Diät zubereitet. Bey den Chinesern ist die Einpflanzung vor langer Zeit üblich gewesen. Es scheint, diese Völker seyen uns in allen Künsten zuvor gekommen.

• Wann man alle auf der Schaubühne der Welt durch das Jahr vorgefallene Veränderungen, zu Ende desselben auf einmal übersiehet, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, die ganze Natur habe sich zum Untergang des menschlichen Geschlechts gekehrt. In allen Welttheilen wüthet der Krieg. Die halbe Erde rauchet von Flammen. Die grössten Länder werden verheeret. Städte liegen in ihrem Schutt, und Millionen Menschen erwürgt das Schwert. Theuerung, Hunger und Seuchen wandeln dicht hinter dem verzehrenden Krieg her. Hierzu kommen die vielfältigen Nach-

stellung.

stellungen des Lasters. Durch offenkundige Mordthaten, und durch die geheimen Mächte des ungerechten Eigennuzes oder des rasenden Stolzes, werden viele Tausende hingerichtet. Alter, Krankheiten, Zufälle, und so viele andere Feinde des Lebens treiben die meisten Opfer, und ohne Zahl, an den Altar des Todes hin. Nebst diesem allem sehen wir noch viele Städte und Länder theils durch Erdbeben umgestürzt, theils durch reissende Ströme überschwemmt und hingerissen, theils durch die traurigsten Wirkungen eines grausamen Ungewitters in Schutt verkehrt oder verheeret. Wasser, Feuer, Luft und Erden, samt den Menschen selbst, alles verwüstet die Erde.

Die Erdbeben

scheinen wegen ihren vielfältigen Folgen, unter allen Veränderungen der Natur, die gefährlichsten. Die Insel Cuba war im letztern Jahr ein unglückliches Beispiel davon, indem durch ein Erdbeben mehr als 300 Häuser auf einmal versenkt, und eine noch grössere Anzahl Einwohner verschüttet wurden. Hierauf erfolgte bald hernach der entsetzlichste Sturm, welcher zu Havana, der Hauptstadt dieser Insel, verschiedene sowol öffentliche als Privatgebäude niedergeworfen, und alte Tabakfabriken des Königs über einen Haufen gestürzt hat. Bey 70 Schiffe waren theils gescheitert, theils sonst zu Grund gegangen: Ein Verlust, der auf viele Millionen Piasters geschätzt wird. Das Meer stieg an etwelchen Orten eine Meile weit über seine ordentliche Grenzen, und die tobenden Wogen nahmen zu Batavon nicht fern von Havana, ein Tabak-Magazin hinweg, in welchem bey 10,000 Centner Tabak gelegen. Eine grosse Menge der stärksten Bäumen wurden mit ihrer Wurzeln ausgerissen, und zwey Drittheile aller Früchten in den Zuckers- und andern Plantagen giengen zu Grunde. Man rechnet in allem 96 grosse Hauptgebäude, und 4048 gemeine Häuser zerstört. Sehr viele waren durch den Sturm solchergestalt erschüttert, daß man sie unterstützen mußte. Viele Menschen kamen hierbei um das Leben, noch mehrere aber wurden verwundet.

Auch Lisabon, das durch sein Unglück berühmt geworden, wurde den 9ten May 1769, durch ein Erdbeben heimgesucht. Die Erschütterung desselben war zwar nicht die heftigste. Sie stürzte nichts um. Allein es hatte andere verderbliche Folgen. An vielen Orten waren im Schoos der Erden die Quellen der Wasser, und ihre unterirdische Gänge verschüttet worden, dann Tags darauf erfolgte der grausamste Wassersturz von den Bergen herab, der alles über-

trifft, was Portugall sich fürchterliches zu erinnern mußte. Alles was das von den Bergen herabströmende Wasser antraf, Häuser, Menschen, Thiere, riß es fort. Die beyden Ufer des Flusses Tagus lagen voll todter Körper von allen Arten, sowol Menschen, als wilder und giftiger Thiere, als Wölfe, Biber, Caninichen, Schlangen, Katzen, Eidechsen und dergleichen, von welchen viele noch lebendig waren. Es mußten Leute bestellt werden, sie zu tödten und einzugraben. Die auf dem Fluß befindlichen Schiffe waren dieser Thiere wegen in grosser Verlegenheit, und wurden in Noth gerathen seyn, wann man ihnen nicht noch in Zeiten Beystand geleistet hätte. Der klägliche Anblick war, Menschen auf den Trümmern ihrer Häuser, Kinder in Wiegen, und auch sonst in Lagern an den Bergen halb todt und halb lebendig heruntreiben zu sehen. Die königliche Familie befand sich eben zu Salvaterra, und mußte ihre Zuflucht in ein Kloster nehmen. Das Wasser drang bis in den Pallast. Kaum konnten noch mit genauer Noth einige Personen durch die Fenster gerettet werden. Es verstrichen etwelche Tage, ehe das Wasser verlief, und seinen ordentlichen Lauf wieder nahm.

Zu Tunis, einer von den mächtigsten barbarischen Raubstädten auf der Küsten von Afrika, hatte ein heftiger Erdbeben die halbe Stadt über einen Haufen geworfen, und ein dadurch im Meer entstandener Sturm verschiedene Schiffe versenkt. Es ist nicht nöthig, zu erinnern, daß bey einem so schnellen Unglück viele hundert Menschen auf eine erbarmenswürdige Weise um das Leben gekommen. Aus einer so weit entfernten Gegend der Welt werden uns nur die grossen Zufälle bekannt, und noch müssen wir lange Zeit hernach auf eine ausführliche Beschreibung der Umständen warten.

Auch Engelland hat die zerstörenden Wirkungen eines Erdbebens erfahren. Zu Doltelli ward.

wurde die Erde den 17ten Brachmonat so stark erschüttert, daß eine alte Bruck von einer sonderbaren und kunstlichen Bauart einstürzte, und viele alte Häuser zusammen fielen. Verschiedene unterirdische Canäle, die mit Wasser angefüllt waren, wurden durch die eingesunkene Erde ausgefüllt. Daher brach das Wasser in starken Strömen hervor, die eine Zeitlang geflossen.

Die mittägigen Seiten von Europa wurden auch nicht verschonet. Die Gegend um Florenz, in Italien, ward in der Nacht zwischen dem 19ten und 20 Weinmonat 1768, so heftig erschüttert, daß ein grosser Strich des fruchtbaren Lands in einen Steinhaußen verkehrt wurde, und viele hundert Personen unter dem Schutt ihrer Häuser zu Grund giengen. Mortaro, ein schönes Lehen, das die Familie Doria besaß, wurde durch diesen unglücklichen Zufall gänzlich zerstört, und eine grosse Bruck, die dieses Land von dem Kirchenstaat absondert, stürzte dabey ein.

Den 4ten Augustmonat 1769, Abends um vier Uhr hatte man zu Augsburg, und an vielen Orten in Deutschland starke Erschütterungen verspührt, die einige Minuten lang dauerten. Die Thüren in den Häusern, und die Gefässe auf den Tischen wurden sehr stark bewegt. Die Richtung dieser Bewegungen gieng von Abend gegen Morgen. Weit heftiger aber wurde dasselbe nebst einem starken unterirdischen Brausen zu Schorndorf und Neuenberg verspührt. Die stark gemauerten Thürne und Thore wurden hierbey am heftigsten erschüttert. Das Holzwerk krachte ganz fürchterlich, und es erfolgten solche Bewegungen, die den Einsturz der Gebäuden droheten. An den meisten Orten durch Schwaben und Bayern sind überhaupt zwey starke Stöße vermerkt worden, die bis 15 Secunden lang währten. Die Mauern der Gebäude bekamen an vielen Orten Risse, die Ziegel stürzten von den Dächern herunter, einige Häuser sogar wurden umgeworfen, und viele Einwohner verliessen ihre Wohnungen mit Entsetzen. Dennoch giengen diese Verheerungen in Deutschland noch ohne grössern Schaden hin. Aber

verschiedene heftige Ungewitter

hatten hin und wieder weit schädlichere Folgen, theils grosse und alles verheerende Ueberschwemmungen, theils das zerstörende Feuer des Bliz-

zes, theils aber ein heftiger und zerschmetternder Hagel haben hin und wieder, als so viele rächende Werkzeuge des erürten Himmels, vielfältigen Schaden verursacht. Frankreich weist uns ein trauriges Beispiel einer

grausamen Ueberschwemmung und Wassersnoth

zu St. Gilles, und in den benachbarten Kirchspielen in Languedoc vor; daselbst fielen den 12ten Herbstmonat ein so ungeheurer Hagel, der von allen Bäumen viele Aeste abgeschlagen, und alle Pflanzen verhälet hat. Die meisten Hagelsteine waren bis zwey Zoll dick. Hierauf folgte ein lang anhaltender und heftiger Regen, der das liegende Land hinwegschwemmte. Das Getraid, welches in diesen Gegenden, aus Mangel der Scheuren, in den Garben auf dem Feld auf einander gehäuft wird, hienge bey dieser anhaltenden nassen Bitterung an zu feimen und auszuwachsen, und wegen der Ueberschwemmung konnte man nicht einmal zu den zum Ackerbau bequemen Feldern kommen.

Zu Bourdeaux waren 8 Tage lang so heftige Ungewitter, daß in dieser Gegend allein 19 Schiffe zu Grund giengen, einige Flüsse das Land überschwemmten und Häuser fortrissen. Das Wasser des Meers selbst drange in die Stadt St. Jean de Luz, und warfe einige Gebäude über einen Haufen. Der Wind stürmte von Mittag her. Der größte Schaden aber war auf dem Land, da der Sturm die meisten Bäume entweder von einander, oder aus dem Boden gerissen; die Weingärten und alles übrige durch den Hagel verwüstet hat.

In der Gegend um Regensburg, ward den 3ten April 1769, Abends um 5 Uhr ein fürchterliches Ungewitter, unter den entsetzlichsten Blitzen und Donnerschlägen ausgebrochen, und hatte in einem weiten Bezirk umher schreckliche Wirkungen gethan. Ein starker Hagel, der um so viel heftiger war, je aus einer höhern Luftgegend er herabstürzte, verheerete die Felder. Der Bliz schlug dreymal in den Stadt Pfarrthurn von Cham. In dem Wohnzimmer des Thürners wurde die Rohrdecke zerschmettert, der Drath daran geschmolzen, und der Thürner nebst seinen Gefehrten, durch Sülz und Schwefeldampf gezwun-

Wahre Vorstellung der in besagten Gegenden vorgefallenen Ungewittern, und die durch
starke Hagel und Regen geschehenen Ueberschwemmungen.



zwungen, die Flucht zu ergreifen. Zu Biling hatte der Blitz viermal in den Thurn der Filialkirche geschlagen, die Kuppel zerschmettert, das Mauergerüste von dem Thurn herunter geschlagen, und das Gebäude hin und wieder beschädigt. Der Thurn der Pfarrkirche des heil. Waldburga, auf dem Lamberg, wurde durch einen Donnerstrahl völlig ausgebrannt, eine Glocke zerschmolzen, und die andere unbrauchbar gemacht. Es wurde auch die Kirche, die schon an zwey Orten brannte, völlig eingedäschert seyn, wann man nicht die eifrigsten Rettungsmittel vorgekehrt hätte. Die Filialkirche zu Razberg wurde gleichfalls sehr beschädigt, ein Altar zerschmettert, und ein ganzes Stül Gemäulr niedergerissen. Zu Mossbach im Wald hat der Strahl den Kirchthurn ausgebrannt, und drey Glocken zerschmolzen. Das wunderbarste bey diesen vielfältigen Einschlägen ist, daß es nur Kirchthürne, und keine andere Gebäude getroffen. Allein das Wetter war gänzlich in der Höhe. Alle die vielfältigen schweflichten, salpetrischen und andere brennende Dünste, die sich entzündeten, schwebten nur in der obern Gegend der Luft, und konnten sich daher auch allein an solche Thürne anhängen, die hoch hinauf reichten. Die niedern Gebäude blieben deswegen verschonet. Ueberdas sind die alten Maurwerke hoher Kirchthürnen insgemein sehr stark mit Salpeter beschwängert, weil sie dem Gewalt solcher Winden mehr ausgesetzt sind, die dergleichen entzündbare Ausflüsse mit sich führen.

Zu Oran, einer festen Stadt in der afrikanschen Barbaren, auf den algierischen Grenzen, die den Spaniern zugehört, entstuhnde den 4ten May ein heftiges Gewitter, mit Regen, Donner und Blitzen. Es schlug verschiedene mal ein, und endlich in das Pulvermagazin des Castels St. Andreas, die Hauptbefestigung dieser Stadt. Es befanden sich in demselben über 1600 Tonnen Pulver, welche dadurch entzündet wurden, und das ganze Castel in die Luft sprengten; grosse Steine wurden über zwey Meilen weit geworffen, und eine Canone, welche 16 Pfund schosse, flog bis an das äußerste Ende der Stadt. Die Erschütterung war so heftig, daß alle Häuser Risse bekommen haben, Thüren und Fenster aufgesprungen sind, und wenige Scheiben ganz blieben. Der Wallast der jeweiligen Commandanten hatte hierbey am meisten gelitten. Zu Mar-

saliquabir, welches 6 Meilen davon entfernt ist, machte dieses die Wirkung, gleich dem Stoß eines heftigen Erdbebens. Der Schrecken war unaussprechlich. Man befürchtete insbesondere, die Mohren würden nun, da die Festungswerke zu Boden lagen, sich dieses Unglück zu Nutzen machen, und die Stadt angreifen. Doch durch die Sorgfalt des Commandanten, Hr. Graf Bolognini, wurde sogleich mit solchem Eifer gearbeitet, daß den 5ten frühe Morgens schon eine hohe und starke Verschanzung in den Breschen stuhnde, und den 12ten alles wieder in gutem Vertheidigungsstand war. Durch diesen erschrecklichen Zufall sind 73 Officiers und Soldaten umgekommen, ein Hauptmann und 16 Soldaten aber wieder lebendig aus dem Schutt hervorgegraben worden.

Den 26ten Heumonath schlug das Wetter zu Feltre, in der Marche Trevisane, in ein Comödienhaus, wo mehr als sechshundert Personen auf dem Schauplaz versammelt waren. Der Strahl spaltete das Dach, drange bis in den Mittelpunkt des Gebäudes durch, löschte alle Lichter aus, erschlug sechs Personen, siebenzig wurden verwundet, und ein allgemeiner Schrecken nahm alle Gemüther ein. Eine Dame ward auf ihren Schultern verwundet, alle ihre Haare wurden verbrannt, und alles Gold an ihren Kleidern, so wie durchgehends überhaupt alle goldene Ohrengehänge und Zierrathe waren geschmolzen. Ueberall sahe man nichts, als vor Schrecken erblaßte Personen, und die in der Stadt vorhandenen Wundärzte waren nicht zureichend, allen Erschrockenen Ader zu lassen. Das Gebäude selbst drohet seit der Zeit seinen Einsturz. Aber die größte und traurigste Verheerung hatte

ein durch den Strahl angezündeter Pulverthurn

zu Brescia, einer in dem venetianischen Gebiet ligenden Stadt angerichtet. Das Unglück geschah den 18ten Augstmonat, Morgens gegen 8 Uhr. Es waren in einem unterirdischen Gewölbe, in dieser unglücklichen Stadt, zwölftausend Rubbi, deren einer 257 Pfund ausmacht und also ungefehr bey dreystausend Centner seine Schießpulver verwahrt, welches schon den 5ten Augstmonat nach Venedig abzugehen bestimmt gewesen,

wesen, aber zum Unglück liegen geblieben. Ein Donnerstrahl schlug darein, und die Entzündung dieses Pulvers verursachte eine so heftige Erschütterung, daß dadurch beynahe der 5te Theil der Gebäuden dieser Stadt in einen Steinhauften verwandelt wurden. Gegen dreystausend Personen wurden unter dem Schutt dieser eingestürzten Gebäuden begraben. Ein hoher Thurn von Quadern, welcher auf diesem Gewölbe gelanden, stieg darbey in die Luft, und verbreitete einen verwüstenden Steinhagel. Der größte Theil der Kirchen, Pallästen und Häuser wurden dardurch zerschmettert, und ungeheure Steine bahnten sich, gleich Bomben, durch alle Dächer und Böden, bis in die Keller, einen zerstörenden Weg. Unter andern wurde ein solches Steinstück bis auf eine halbe Meile in die Stadt getrieben, zermalmete das Haus, auf welches es fiel, zu Staub, und tödete fünf Personen, die sich in demselben befanden. Alle Fabriken daselbst haben durch diesen schrecklichen Zufall sehr vieles gelitten. Alles, so weit die Erschütterung gewirkt, ligt in der abscheulichsten Zerstörung. Die Straßen sind durch die eingestürzten Gebäude verschüttet, und mehr als 500 Häuser, welche zwar noch stehen, drohen den Einsturz. Die Macht des Schlags war so entsetzlich, daß achtzehn Meilen weit große an den Thüren vorgelegte Schlösser oder Riegel, durch den verursachten Stoß gebogen wurden. Große Quadersteine sind bis zehn Meilen weit, und eine Canone anderthalb Meilen weit geschleudert worden. Das Land, welches gegen dem Bollwerk ligt, bey welchem das Pulver in der Casematte gelegen, siehet ganz verbrannt aus, ist mit Steinen und Ruinen von Gebäuden, entwurzelten Bäumen und erschlagenen Menschen bedeckt. Die Kaufmannsläden in der Stadt wurden durch die Gewalt der Erschütterung meistens aufgesprengt, und ganze Theile von Häusern in die Luft geschleudert, und im Herunterfallen zu Staube zerschmettert. Kurz, man kan sagen, daß die ganze Stadt in allen ihren Fundamenten und Grundlagen erschüttert worden. Man rechnet den dadurch verursachten Schaden auf etwelche Millionen Dukaten in Gold. Das Rufen und Weheklagen der unter dem Schutt vergrabener und noch lebender Menschen, muß jederman, der sich diese jämmerliche Heimsuchung vorstelllet, mit Mitleiden erfüllen. Seitßer sind

noch täglich Häuser, und unter andern die Kirchen von St. Alexander eingestürzt. Man hat 1500 Personen von dem Land kommen lassen, um an Begräbung des Schutts zu arbeiten; hauptsächlich, um die Todtencörper heraus zu bringen, welche bey dieser warmen Witterung die Luft anstecken und ungesund machen könnten; zugleich auch, um denen, wo möglich zu helfen, welche unter dem Schutt um Hilf schreyen. Man hat große Gruben angelegt, worein die Körper gethan, und mit Kalch bedeckt worden. Die Körper der Thiere hat man, nebst allen Kleidern und Geräthschaften, die mit Blut besudelt sind, verbrennt.

Als man aus Anlaß dieser traurigen Begebenheit, einige Tage hernach das Pulvermagazin in dieser Festung öffnete, um das darinn sich befindende Pulver auf Karren aussert der Stadt in kleine Magazine zu vertheilen, hatte sich plötzlich ein Wetter aufgezogen, und ein Strahl schlug nicht hundert Schritte von diesem eröffneten Magazin in die Erde. Man hat überhaupt schon vorlängst beobachtet, daß solche Oerter besonders und gewöhnlich von Blitzen heimgesucht werden, welche mit salpetrischen und schweflichten Dünsten erfüllt sind, die oft bey schlummern Wetter, durch die Feuchtigkeit der Luft, in Bewegung und in Gährung gesetzt werden.

Ein heftiger Sturm, mit Schlagregen und Hagel vermischt,

hat den 1sten Heumonat, im Canton Basel, die Gegend um Prattelen und verschiedene andere Orte unwiederbringlich beschädiget. Das Korn in den Feldern, welches in wenig Tagen in die Scheur hätte können gebracht werden, wurde durch den Hagel in die Erde gedroschen, die Trauben von den Rebstöcken abgeschlagen, die Gartengewächse zerhakelt, die Gemüßfelder von Hülsen zu Grund gerichtet, das Gras in seinem Wachsthum verderbt, und die hoffnungsvollste Erndte in wenig Stunden, in allen ihren Theilen, in den erbärmlichsten Zustand versetzt. Der Hagel lage an etwelchen Orten 6 Zölle hoch. Ueberhaupt sind sehr viele Oerter der Schweiz, und unsers Lands insbesondere diesen Sommer hindurch unglücklich gewesen. In den meisten Gegenden sowol de la Cote als

De la Baur waren die Reben durch den Hagel übel zugerichtet. Viele Dörfer dem Neuensburger, und Murtensee nach, haben gleichfalls viel ausgestanden, und in einem grossen Bezirk um Bern waren hin und wieder die Feld- und Baumfrüchte vielfältig beschädigt, und auch theils gänzlich zu Grund gerichtet.

Von Rheinegg, im obern Rheinthale, wird vom 7ten Herbstmonat berichtet, daß durch einen sehr beträchtlichen Wasserguß alleenthalben in den Weinbergen grosser Schaden verursacht worden, indem sehr viele Stöcke derselben verschlipft. Den grössten Schaden aber soll an einigen Orten daselbst ein ungewöhnlicher Hagel gethan haben, dessen Steine wie eine grosse Mannsauß gewesen. Alles in den Weinbergen und Gärten wurde zer schlagen. Sträucher und Bäume waren wie in dem Winter bloß, ohne Blätter und Früchte. Hierauf aber folgte wiederum eine warme Witterung, welche 14 Tage lang dauerte. Die Trauben erhielten durch die Hitze eine rothe Farbe, die Sprossen an Bäumen in Gärten und Feldern, auch alle Rosenstöcke schlugen, zu allgemeiner Bewunderung, frisch aus. In einigen Gärten sah man nicht nur vollkommene Knöpfe, sondern auch aufgehende Rosen.

Ein außerordentlich reicher Kornstok,

der in diesem Jahr zu Eglishweil, bey Lenzburg, in dem Weinberg eines Liebhabers der Natur, aus einem einzigen Kornfasen gewachsen, verdienet allerdings, wegen seiner sonderbaren Grösse, die Aufmerksamkeit derer, die die Güte Gottes in Ernährung des menschlichen Geschlechts dankbar verehren. Dieser Kornstok war 45 Zoll hoch, trug 82 Halmen, und vollkommen zeitige Aehren. Die meisten Aehren hatten 19 bis 20 Fäsen; und also überall 1599 Fäsen. Die Hälfte der Fäsen zu zwey, die andere Hälfte zu 3 Körnlein gerechnet, bringt 3998 Körnlein, welche alle aus einem einzigen Fäsen gewachsen. Der Besitzer hatte diesen reichen Stok eine zeitlang aufbehalten, um ihn allen denjenigen zeigen zu können, welche von der Wirklichkeit dieser seltenen Fruchtbarkeit durch den Anschein überzeugt zu werden Lust hatten.

Das sonderbare Gefecht eines einzigen Indianers wider mehrere wilde Stiere,



welches vor einiger Zeit öffentlich zu Cadix gehalten worden ist. Er war aus der Stadt Buenos Aires, in dem südlichen Amerika gebürtig, und zu Cadix auf die Galeere verwiesen worden. Um seine Freiheit zu erhalten, schlug er dem Gouverneur vor, er wolle dieselbe mit einer Lebensgefahr erkaufen, der er sich an einem öffentlichen Fest aussetzen wolte. Er versprach, ganz allein und ohne andere Waafen, als einem bloßen Stirk, dem wüthendsten Ochsen bezukommen. Er wolte ihn zu Boden werfen, und mit seinem Stirk, an welchem Theil man es verlange, festhalten; er wolte ihm endlich Sattel und Baum anlegen, auf ihm reiten, und dergestalt sitzend zween andere von den wüthendsten Ochsen bestreiten, und einen nach dem andern im dem Augenblick, da man es ihm befehlen wird, ohne einige Hilf umbringen. Man willigte dar- ein, aber niemand verhoffte einen glüklichen Erfolg. Man sehe, wie er es anstellte.

Dieser beherzte Indianer erschien zu Pferd in dem Kreise, bloß mit einem Stirk in der Hand, und nachdem er in dem Plaz herumgeritten, und die Gesellschaft begrüßt hatte, liesse man auf ihm aus dem Stall einen der wüthendsten Stieren los. Er erwartete denselben unbeweglich. Das Thier wolte auf ihn losfahren, er aber wich dem Stok durch eine geschickte Wendung aus. Der Stier stoh hierauf vor ihm, er aber jagte denselben in vollen Sprüngen nach.

Er fragte den Oberrichter, bey welchem Theile er den Stier mit seinem Stirk haschen solle. Dieser antwortete, es wäre gleichgültig, wann er nur thäte was er versprochen. Der muthige Kämpfer warf unverzüglich seinen Stirk, woran am Ende eine Schlinge war, mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit, erhaschte den rechten Fuß des Stiers, und überwältigte denselben mit Gewalt. Er ritte in vollen Sprüngen um ihn herum, und da er ihn so durch drey bis vier Kreise

Kreife mit dem Strick gefesselt hatte, fiel der Stier, dessen Beine stark gebunden und verwundet waren, über einen Haufen.

Nun stieg der Indianer ab, und da sein Pferd den Strick gespannt und festhielt, gieng er an den Stier heran, stieg von hinten auf denselben, stieß ihm den Dolch zwischen beide Hörner, daß er todt auf dem Platz lage. Er machte darauf seinen Strick los, stieg wieder auf sein Pferd. Der Stier aber wurde gewöhnlicher Weise mit sechs Maulthieren weggebracht.

Bald hernach ließe man noch einen wütenden Stier aus dem Stall, damit er gesättelt und gezäumt werden möchte. Der Indianer hatte sich mit der größten Gelassenheit zur Seite des Stalls gestellt, wick den Hörnern durch die geschwindeste Wendung um ihn herum aus, damit er hinter ihn kommen möchte, und nachdem er denselben verfolgt hatte, haschte er ihn mit dem Strick bey den Hörnern, zog ihn gegen den Pfahl, der in der Mitte des Kreises stand, band ihn fest wider denselben, und drehte den Strick ganz um das Thier herum, daß es sich nicht rühren konnte. Hierauf stieg er vom Pferd, das den Strick gespannt hielt, legte einen Sattel, der zu dem Ende in dem Streikreis hingelegt war, auf den Stier, zog den Bauchurt fest zu, zog ihm einen andern Strick, mit einer grossen eisernen Nadel, durch die Nasenlöcher, und räumte es, den Strick zog er wie einen Zaum über den Hals, versah sich mit einer Lanze, setzte den Fuß in den Stiegbügel, und stieg auf.

Während dieser Verrichtung erhob der Stier ein greuliches Gebrüll; dieses aber brachte den beherzten Kämpfer nicht aus seiner Fassung, vielmehr zerschnitt er mit der größten Kaltblütigkeit den um den Stier gewickelten Strick. Kaum sah er sich dieser befreuet, so fieng er wütend an zu laufen, zu hüpfen, und allerhand Sprünge zu machen, ohne den Mann abwerfen zu können.

Hierauf ließe man zwey andere Stiere aus dem Stall, den Reuter zu umringen. Da diese aber denselben auf einem andern Stier saßen, so flohen sie anstatt zu stoßen. Der Reuter ward von seinem Stier hinter sie hergeführt, und hatte auf diese Weise Gelegenheit, denselben einige

Panzenstücke in die Hinterkeulen zu versetzen. Er jagte verschiedene mal hinter ihnen her in dem Platz herum. Endlich befahl ihm der Oberrichter, sie zu tödten.

Er fieng bey demjenigen an, worauf er ritt, stieß den Dolch zwischen die Hörner, daß er todt niederfiel; er aber blieb auf der andern Seite aufrecht stehen. Hierauf nahm er sein Pferd, welches in dem Umfang des Kreises seither eingesperrt gewesen, setzte sich darauf, haschte mit einem Strick den ersten Stier bey dem Hinterfuß, umwand ihn nach gewöhnlicher Weise, wie den ersten, stieg vom Pferd, gieng zu dem Stier, setzte sich von hinten auf denselben, und brachte ihn durch einen Dolchensstoß zwischen den Hörnern um. Eben so machte er es mit dem dritten, der durch diese Wirthschaft erschreckt, seither in dem Kreis herumgelaufen war.

Denen gestitteten Völkern hat die Bequemlichkeit so vieler Maschinen, die sie um sich her versammeln können, Kraft und Behändigkeit bennahmen, die sie hätten erlangen können, wann Dürftigkeit und Noth sie dazu angetrieben hätten. Ein natürlender Indianer behält aus Gewohnheit in der Gefahr ein gesetztes Wesen. Aber ein Europäer ist ohne Maschinen und Waafen, in der Gefahr ein furchtsames Geschöpf.

Die Gefangennehmung einiger Spizhuben aus den Kirchen zu Rom,

die im Herbstmonat lezthin auf Päpstlichen Befehl geschehen, ist eine in Italien, und insonderheit in dem Kirchenstaat seltene Begebenheit, aber zugleich eine Polizey-Anstalt, die der Regierung des neuen Oberhauptes der Kirche Ehre macht. Bis dahin waren Kirchen und Klöster, unter dem Vorwand der Heiligkeit, freye und der gemeinen Ruhe höchst nachtheilige Zufluchts-Orter für alle Laster gewesen. Jeder Bösewicht, auch nach Begehung des abscheulichsten Verbrechens, fand daselbst seine Sicherheit. Die Folgen davon waren, daß Italien von Bösewichtern wimmelte, die hinterlistiger und verstockter Weise den Gütern und dem Leben der Menschen nachstellten, und durch Diebstähle, Raub, Mord und Brand die Sicherheit allenthalben verletzten. Die Hoffnung, in einer benachbarten Kirchen oder Kloster vor der Raache der Gerechtigkeit eine Zuflucht zu finden,

finden, machte sie verwegen. Auf solche Weise hatten auch leztlich zwanzig Spizbuben zu Rom die Heiligkeit der Kirchen zur Schutzwehre ihrer Laster, wider die Verfolgungen der Gerechtigkeit gemißbraucht. Die Justiz dörfte ihre Hände nicht dahin nach ihnen austrecken. Aber Pabst Clemenß der XIV. voll Zorn, daß diese der Religion, der Unschuld und Tugend allein geheiligte Freystätte, durch so schändliche Mißbräuche des Lasters befeßt wurden, ertheilte sogleich dem Magistrat Befühniß und Recht, diese Mißethäter zu ergreifen, um sie zu einem Beyspiel für die Zukunft zu züchtigen.

Eben dieser Sekiffal hatte kurz zuvor zu Rom ein junger Barbierer gehabt, welcher einen andern jungen Menschen, durch verschiedene Stiche mit einer Scheeren ermordet, und sich in ein Franciscaner Kloster, als eine Freystatt gesucht hatte. Aber auch dieser war nicht sicher daselbst vor dem Schwert der Gerechtigkeit, der Magistrat erhielt vom Pabst die Vollmacht, ihn daselbst aufzufuchen und gefänglich einzuziehen.

Zwen junge Spizbuben,

die sich stets in einer wolgarnierten Wohnung aufgehalten, wurden wegen einer an einem Jubilierer verübten Mordthat in Verhaft gebracht. Sie hatten demselben den 27ten Brachmonat leztlich, Morgens um 10 Uhr zu sich rufen lassen, unter dem Vorwand, alle hand Zierrathen auszutauschen. Einer dieser Betrieger ließe, gleich als unachtsamer Weise, ein Stük von des Jubilierers Waaren auf den Boden fallen, und alldieweil sich dieser bückte, selbiges aufzuheben, gabe ihm der andere mit einem Hammer einen Streich auf den Kopf, der ihn zwar betäubte, doch aber nicht zu Boden warf. Er schrie Mord! die Wacht kame herbey, und die Mörder wurden zu dem Richter geführt, und von Morgens 11 Uhr bis Abends um 7 Uhr verwahrt und examiniert; auch Tags darauf schon zur Todesstrafe ausgeführt.

Der neue Diogenes mit der Lanterne.

So verschieden die Sitten und Denkungsart unseres Zeitalters von jenem ist, da ein Diogenes als ein Weiser verehret wurde, so manglet es doch demselben noch nicht an Nachahmern; und solchen, die seine Lehre noch immer, so viel sich thun läßt, behaupten. Ein klares Beyspiel ha-

ben wir an einem Heldenmäßigen Verfechter dieses Weisen, (so in dem Stättgen N u t h o n, weit N e r b, wohnhaft) und der in verstrichenem Jahre in einer Gesellschaft ware, die öfters auf den Abend bey einem Glas Wein das Wohl ihrer Mitbürgerer bevestigt, und, so nicht alles nach ihrem Kopfe geht, besser einrichtet; in dieser Ehrwürdigen Versammlung bejammerte er mit dem Glas in der Hand (hier gieng er von der Lehre des Diogenes ab, dann dieser trank nur Wasser) den Zerfahl der jezigen verderbten Zeiten, bewunderte die ungekünstelte Lebensart unserer Altvorderer, und stellte im Gegentheil die weichen und weibischen Sitten der jezigen Welt so mahlerisch vor, daß jeder in dieser Gesellschaft ihm seinen Beyfahl mit einem gefelligen Kopfsneigen zunikte; durch diesen Versuch angefeuret, verdopplete er seine Klagen, wurde dreister, und erklärte sich frey, daß er zu dieser Zeit zwey Laternen würde nöthig haben um Menschen zu finden; hier stuzte die horchende Versammlung, nein, das wäre zu viel! zwey Laternen! eine wurde bey dem hellen Tag mehr Aufsehen machen, als er wohl glauben würde. Das Verhältniß der größe von A t h e n, da Diogenes nur mit einer Lanterne Menschen suchte, wurde mit Grunde der Kleine des Stättgens N u t h entgegen gesetzt, und dieses fand bey diesem Afte r Diogenes Eingang, nun denn! mit einer, fuhr er fort, werde ich meinen Versuch anstellen, und dieses Heute noch; heute noch? fragte ein Zweifler, der eben in dieser Versammlung war, das werden sie wol bleiben lassen, und überzeugt, daß dieser es nicht thun werde, schlug er ihm eine Wette vor; das Gewett wurde bestimmt, von den Anwesenden gutgeheissen, die größte Lanterne im Hause beleuchtet, und unser Diogenes eilte damit zum Hause hinaus; sein Gegner hinter ihm her, und so durchloffen sie unter Begleitung der lehrbegierigen Jugend, die hauffenweis nachfolgte, zugleich das ganze Stättgen. Ob dieser Versuch unsrem jüngeren Diogenes von einigem Nutzen gewesen, wissen wir nicht, daß er aber einen grossen Schnitzer gegen die Lehre seines Urbildes gemacht, indem er diese Lanternenreise ums Geit gethan, und das seinem Gegner aus Verdruss, daß er die Wette verlohren, das Feuer ins Gesicht schlug, daß wissen wir wol.

Ende

Vorstellung der die Menschen bey Tag mit der Lanternen suchende Diogenes.



Einige der verruchtesten Seeräuber

hatten im Heumonath unweit Cronstadt eine Galleotte / volle mit Wein und Brandenwein von Bourdeaux Lauge / überfallen. Sie kamen in zwey Böden an Bord / und stellten sich an / als wann sie Fische zu verkaufen hätten. Bald aber überfielen sie den Schiffer und die Mannschaft / ermordeten dieselben / warfen die Leichname über Bord / und raubten von dem Schiff / so viel als sie konnten. Hierauf verließen sie es. Ein Steuermann und ein Junge / die sich in der Ladung versteckt hatten / blieben allein bey Leben. Das leere Schiff wurde hierauf von einem Kofaker gefunden / und nach Cronstadt gebracht. Von der russischen Regierung sind unverzüglich die Verhaftungen gemacht worden / daß die Mörder möchten eingeholt / und zur gebührenden Strafe gezogen werden.

Die Arten der Laster und Verbrechen sind alle Jahre unendlich. Ein trunkener Bierknecht verursachte zu Ende letzten Jahres

eine heftige Feuersbrunst

in Rochester / einer Stadt in Engelland / die in kurzer Zeit 14 Häuser in die Asche legte. In dem Hauch geriethe er in eine melancholische Raserey / und setzte sich in

den Kopf / seine Frau zu enthängen / und sein Haus in Brand zu stecken. Das erste von diesem teuflischen Vornehmen wurde durch seine Frau verhindert / welche sich aus dem Staub machte. Das andere aber wurde vollzogen / indem er sein eigen Haus / nebst ein Duzend andern abgebrannt. Drey Weiber und ein Mann kamen in diesem Feuer um. Als dieser Unrath gefangen genommen wurde / ergriff er ein Messer / und sahe so wüthend aus / daß das Volk / welches ihn bewachte / zum Reißer hinaus sprang / da er sich dann selbst die Kehle abschnitt.

Die zahlreiche Nachkommenschaft

des Herrn Dentze / eines königl. Procurators zu Rouen gezählet. In einem Alter von 73 Jahren sahe er sich bereits als Vater von 101 Kindern und Kindskindern / oder Enkelkindern / von welchen 68 noch bey Leben waren. Sechs seiner Töchter oder Sohntöchter waren wirklich schwanger / und lassen ihn noch eine größere Vermehrung hoffen. Eggen weil / in unserm Canton / weist ein ähnliches Beispiel auf. Vermirhenen Winter starb allda Ulli Burgers Wittib / Alters 86 Jahr / welche 107 von ihr entsprogene Personen zählte / als 11 Kinder / 55 Kindskinder / 39 Enkelkinder / und 2 Urenkel - Kinder. Diese alte Mutter hatte bis an ihr Ende spinnen können.

Wann nun Hr. Joh. Conrad Koller, V. D. M. ehemaliger königl. Sardinischer Feldprediger, Mitglied des Synodi Löbl. Stands Appenzell, der aussern Rhoden, wohnhaft in Leufen, eine Stadt ob St. Gallen, von wegen seiner besondern Wissenschaft, betreffende die Epilepsie, oder hinfallende Sucht oder Böswöhe, wie auch Sichter und Kinderwehe (unter göttlichem Segen) aus dem Grunde zu curieren, durch unser Wochenblatt Anno 1768, den 5 ten und 12 ten Wintermonat, aus folgenden Ursachen sich hat lassen dem Ehrenden Publico bekannt machen:

1) Weilen insgemein, und sonderlich benannten Patienten, durch Erfahrung nicht unbekannt seyn kan, daß das Böswöhe und Sichter, um ihren Ursachen, beynähe unter allen Krankheiten am wenigsten zu curieren, bemeldter Herr in der Fremde (unter göttlicher Leitung) zu solchem Arcano oder Geheimniß kommen, mit welchem er schon bey 7 Jahren viele, und zwar auch solche, die das Böswöhe und Sichter bey Jahren gehabt, und großen Kosten für allerhand Arzneyen vergeblich angewandt, (unter göttlichem Segen) aus dem Grund curiert hat; wie er zum Zeugniß dessen, Hochobereigentlich, und von geistlichen Herren Attestata vorweisen kan.

2) Weilen er in Zeit 7 Jahren, durch sein besitzendes Arcanum, in Erfahrung gebracht, daß es einige von benannten Patienten geben kan, die unheilbar, daß diejenigen, wo von ihnen nicht haben können curiert werden, andere Arzte angenommen, aber noch keiner von solchen Patienten bis dato curiert worden, so daß aus seinen Arzneyen, wann nur eine Prob damit gemacht wird, beynähe zu erfahren, ob ein solcher Zustand heil- oder unheilbar seye?

3) Weilen seine Arzneyen nicht nur wol, sondern auch ohne alle Gefahr einzunehmen; Kinder von 2 Jahren haben solche Arzneyen vor die Kinderwehe eingenommen, und einige davon in Zeit 12 Stunden curiert worden.

Und da diesem Herrn, seit obbemeldter Zeit, aus unserm Gebiet Briefe zugekommen, mit Vermelden, daß man fremde durchreisende Arzte gebraucht, welche versprochen, gewiß zu helfen, aber nicht die geringste Besserung darauf erfolgt sey, desnach sie gern eine ganze Cur, wann selbige in wolfeilem Preis überschitt wurde, von ihm haben möchten.

Als thut bemeldter Herr mit diesem Blat kund: Daß er seine Dienste einig und allein, aus gegebenen Gründen und schuldiger Liebe, solchen mitleidenswürdigen Patienten zu dienen, dahin anerbiete, daß er seine Arzneyen, um unnöthigen Ausgaben zu verschonen, auf die Prob geben wolle, und nach verspürtem guten Effect dieser gemachten Prob, könnte der Patient zu einer gänzlichen Ausreutung solcher Krankheit, eine ganze Cur, welche, nachdem der Zustand ist, in 6-8, höchstens bis 12mal einzunehmen, vollendet wird, von ihm haben. Und damit sowol Arme als Reiche diese Prob anschaffen und gebrauchen mögen, so verlangt er nicht mehr dafür, als die billiche Bezahlung, was die Arzneyen kosten, welche 41 bz. oder ein französischen Thaler ausmachen. Mit der Bezahlung vor seine Mühe, verspricht er, damit der Patient nach gebrauchter Cur, seiner völligen Restitution möge vergewissert seyn, ein ganzes Jahr zu warten.

Die Armen, sofern sie ein Testimonium, daß sie arm seyen, von ihrem Hr. Pfarrer ihm zuschicken, haben vor seine Mühe nichts zu bezahlen. Wer also beliebt, eine Prob von seinem besitzenden Arcano zu machen, und auf Gefälligkeit dieser Prob, eine ganze Cur zu gebrauchen, mag sich nebst richtigem Bericht des Kranken Umstands, und seines Alters melden, bey bemeldtem Herrn. Die Briefe in deutscher Sprach, mit deutlicher Adresse, wohin eine solche Prob verlangt wird, wie auch Briefe und Geld franco St. Gallen, so werden die Arzneyen mit deutlichem Bericht, wie selbige zu gebrauchen, und wie man sich darbey zu verhalten habe, richtig durch die Post überschift werden.

Neue